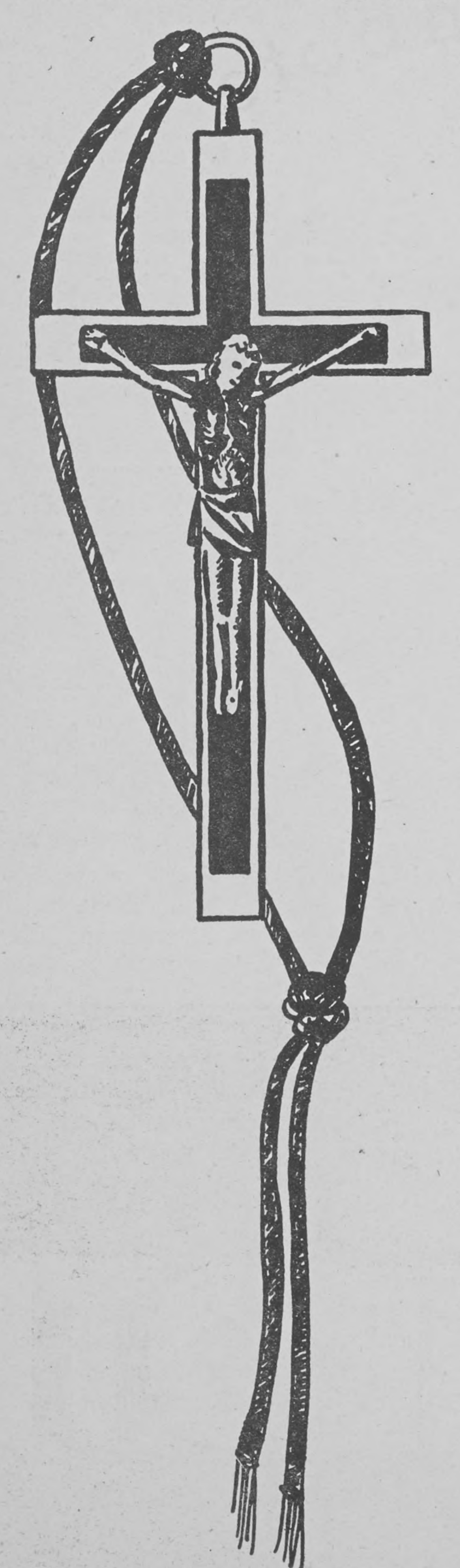
September 1951



DER MARIENBOTE

Marianischer Missionsverein



Es ist schon mehr als 70 Jahre her, daß sich in Süd-Frankreich an der Wiege des Oblatenordens die erste Gruppe von Gläubigen um die neuerstandene Genossenschaft herum zu einer Gebets- und Opfergemeinschaft zusammenschlossen. Beide wuchsen miteinander und breiteten langsam ihre Äste über die ganze Welt. An beiden erfüllte sich das Gleichnis vom Senfkorn im hl. Evangelium.

1850, bei Gelegenheit des Generalkapitels, wurde der Antrag gestellt, zur Unterstützung der Oblatenwerke eine regelrechte Bruderschaft zu gründen nach dem Muster des Dritten Ordens. 1879 beschäftigte man sich lebhafter mit dem Vorschlag; aber nur einige Ordensprovinzen machten sich an dessen Durchführung. Die günstigen Erfahrungen, die diese erzielten, führten schließlich 1893 zur amtlichen Gründung für die ganze Genossenschaft. 1929 erhielt die Vereinigung den Titel „Marianischer Missionsverein". Zugleich wurde ihr der erste Generalleiter gegeben in der Person des allgemein beliebten und hochgeschätzten P. Joh. Pietsch. Er führte die tägliche hl. Messe ein zu Gunsten aller lebenden und verstorbenen Mitglieder und gab damit dem Unternehmen einen mächtigen Auftrieb.

Unter den Katholiken Deutscher Zunge ist der Verein bisher immer am stärksten vertreten gewesen Vom Deutschen Sprachgebiet in Europa stammt sein bleibender Name. Dort entwickelten sich auch die Statuten über seinen Zweck, seine Plichten und Vorteile. Alles das in Verbindung mit der deutschen Ordenszeitschrift „Maria Immaculata", die die Durchführung des Vereins mit großer Entschiedenheit in Angriff genommen und seinen Ausbau allezeit mit großer Zielsicherheit verfolgt hat.

Schon im Jahre 1894 zählte er in der Alten Heimat 16,000 Mitglieder; heute sind es beinahe 150,000. Durch die großartige Entwicklung der Zeitschrift des ihr angegliederten Vereins ist die schnelle Gründung der Deutschen Ordensprovinz möglich geworden. Es ist jene Provinz, die kurz nach der Jahrhundertwende die ersten deutschsprechenden Patres aus ihrem Seminar in den Kanadischen Westen entsenden konnte. Tausende von Ansiedlern warteten auf sie und verdanken ihnen ihre Erhaltung und Festigung im Glauben. Dieses Werk ist vielleicht unter dem vielen andern funkelnden Edelgestein der kostbarste Diamand in der Krone des Missionsvereins. In jüngster Zeit betreibt man die Einführung des verdienstvollen Werkes sogar in den Apostol. Vicariaten d.h. in jenen Gebieten, die sich erst langsam zur Reife einer Diöcese entwickeln.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

19. Jahrgang 15. September 1951, North Battleford, Sask. No. 12

Dies und Das

Jeder Monat im Kirchenjahr bringt uns das eine oder andere Fest der seligsten Jungfrau Maria. Sie alle beleuchten die liebliche Rolle, die sie in der Weltgeschichte spielt als Gottesgebärerin, Mutter der Erlösten und Zuflucht der Sünder. In diesen Titeln offenbart und erschöpft sich ihre Teilnahme am Erlösungswerk und an der Weltherrschaft ihres göttlichen Sohnes. Der 8. September feiert ihren Geburtstag.

In beschaulichen Orden ist dies oft ein großer Feiertag. Nicht nur Stundengebet und feierliches Hochamt sind auf die Bedeutung des Festgeheimnisses abgestimmt; am Spätnachmittag gibt es eine großartige Prozession im Klostergarten. Statt des Hochhl. Sakramentes wird die neugeborene Gottesmutter im Triumph umher getragen. Der Höhepunkt kommt, wenn sie in der Mitte des Parkes anlangt. Dort starrt ein 7köpfiger Drache boshaft und angriffslustig nach allen Richtungen, als wollte er die ganze Welt und alles was göttlich in ihr ist, verschlingen. Aber in dem Augenblick, da die Allerseligste sich ihm naht, fängt er zu brennen an. Die Raketen und Knallfrösche in seinen sieben Mäulern (Zeichen seines giftigen Hasses und seiner erschreckenden Kampfgewalt) explodieren und reißen ihn in Stücke. Er gedachte damit die leidende und kämpfende Menschheit zu treffen. Aber nun werden sie ihm selbst zum Untergang; er fängt sich in seiner eigenen Bosheit. Die Nonnen singen angesichts seines Unterganges das Magnificat: „Gottlob, wir sind gerettet!"

Mit denselben Worten läßt Alban Stolz in seinem „Unendlichen Gruß" die Betrachtung über das Geburtsfest Mariens ausklingen. Er vergleicht den Zustand der vorchristlichen Welt mit den Folgen einer jahrtausendelangen Sonnenfinsternis. Was geschähe, fragt er, wenn die Sonne, die jetzt im Westen untergeht, nicht mehr heraufkommen würde? Es fröre Stein und Bein zusammen; die Erde wäre bald ein riesiger Eisklotz in ewiger Kälte und ewiger Nacht. Es gäbe keine Ernten mehr; das Vieh würde verhungern; die Menschen würden sich alle eines Tages hinlegen zum Sterben. Doch siehe, gerade da in dem Augenblick fängt es im Osten zu flimmern an. Die Sonne kommt und aus dem Elendsgrau beginnt ein neuer Tag. Die Menschen springen auf die Füße; sie fallen sich gegenseitig um den Hals, fangen vor Freuden an zu tanzen und jubeln: Gott Dank, wir sind gerettet! Hat Alban Stolz nicht recht?

Das Geburtsfest Mariens brachte die große Wendung im Los der Menschheit; es ist das Morgenrot, das den neuen Sonnenaufgang verkündet.

Noch 15–17 Jahre, und es wird Weihnacht und die Engel verkünden den Frieden. Noch 50 Jahre, und es wird Karfreitag, Ostern und Pfingsten; ein neuer Menschheitsfrühling dämmert herauf.

Sieht man hier nicht die praktische Bedeutung von Mariä Geburt für die gegenwärtige Zeit? Der Drache ist in allen Zeitaltern tätig und bedroht in immer neuen Formen das Glück und den Frieden der Welt. Gestern war es die Aufklärung heute ist es der Kommunismus. Das teuflische Ungetüm ist für immer darauf bedacht eine geistig-geistliche Sonnenfinsternis herauf zu führen, die in seelisch-sittlicher Erstarrung endet. Was die Hl. Schrift ihn nennt, „die alte Schlange und Menschenmörder von Anbeginn", das ist er heute noch und als solche sucht er sich unablässig zu betätigen. Wer aber macht die siegreichen Gegenzüge auf dem Schachbrett seiner finsteren Pläne? Der Heiland und Erlöser, den die Allerseligste uns geboren; dessen Kommen durch ihre eigene Geburt in greifbare Nähe gerückt wird.

Mariä Namensfest Am 12. September, 4 Tage nachdem das Kind auf Erden erschienen, erhält es seinen Namen. Dieser ist nicht neu. Schon die Schwester des Moses hieß „Mirjam", wie ja auch der Name Jesus in „Joshuah", dem Eroberer und Verteiler des hl. Landes an die 12 Stämme, vorgebildet wurde. Der Name Maria wird gar vielfältig gedeutet, manchmal mit „Herrin, Meeresstern". Einige bringen ihn mit „Mara" (Salzmeer) in Verbindung und bezeichnen seine Trägerin als„Myrrhenduftige". Am besten gefällt mir die Auslegung „Liebling Jahwe's" (des Allerhöchsten). In diesem Titel scheinen alle ihre Vorzüge begründet zu sein.

Die Mater Dolorosa Auf den 15. September fällt das Fest der Sieben Schmerzen. Das ist kein Zufall. Das Fest „Kreuzerhöhung" am Tage vorher ist das leuchtende Gegenstück zum dunklen Karfreitag. Es feiert die Tatsache, daß das Marterholz, das Leben und guten Namen der Hingerichteten in den Abgrund zog, für Christus zum Siegeszeichen geworden ist und durch alle Jahrhunderte auf Kirchtürmen und Fürstenkronen als Ehrenzeichen prangt. Genau so ist die Schmerzensmutter der Passionszeit aus dem Dunkel ihrer Verdemütigung erhöht und auf den Sockel erhoben worden. Sie ist zur Freudenkönigin und Vermittlerin aller Gnaden geworden; deshalb ertönt in den Meßtexten des 15. Sept. das fröhliche Alleluja.

Beide Feste zusammen aber verkünden uns Sterblichen das Weltgesetz: Durch Leid zur Freud! Auf rauhen Pfaden zu den Sternen! Die Erniedrigung und Läuterung durch Leid und Schmerz muß uns allen zur Leiter werden, die aus irdischen Abgründen über die Wolken hinaus zu den ewigen Hügeln geleitet.

Die Christentumsfeindliche Welt verschließt sich solchen Höhenblicken, die das Leid der Erde erklären und verklären. Sie denkt nicht an den Schmerz und die Glorie des Erlösers und der Erlösermutter. Sucht vielmehr die Last und Qual der Erdenwanderung durch Sinnenbetäubung zu lindern und zu vergessen.

Die Trunksucht zieht in Amerika immer weitere Kreise. 1950 haben die Staaten $8¾ Billionen auf Alkohol $10 Billionen auf Glücksspiele verspendet. Auch Nikotin gewinnt immer mehr an Zuspruch. Der Tabakverbrauch in den Vereinigten-Staaten hat letztes Jahr $4½ Billionen verschlungen. Die Schuljugend ergibt sich schrittweise dem Massenverbrauch von Cigaretten; schon mußte in Swift Current, Sask. die Polizei angewiesen werden, diesen Mißbrauch zu überwachen.

In New York, Chicago und einer Reihe andrer Städte sieht es noch viel schlimmer aus. Früher waren dort Opium und Wasserpfeife mehr oder minder auf die Chinesenviertel beschränkt. Heute wird das Rauschgift von den Schmugglern bereits an Schulkinder zum Weiterverkauf gegeben. 5,000 Kinder in New York zwischen 16–18 Jahren sind diesem Laster hoffnungslos ergeben. Sie schnupfen Heroin oder nehmen es mit der Nadel in flüssiger Form im Schulraum während des Unterrichtes. Ein Schüler rühmte sich, täglich $300.00 Wert von dem Giftstoff zu verkaufen. Einige Jugendliche verbrauchen $5–10.00 Wert am Tag. Je mehr sie nehmen, desto mehr begehren sie. Das Geld dafür stehlen oder rauben sie; Mädchen erwerben es durch Hurerei. Erwachsenen wird das Gift in Hotels, Tanzhallen, Schönheitssalons, Drugstores und Delikatessengeschäften angeboten. Viele nehmen und gebrauchen es. Schon spricht man von der Erbauung besonderer Hospitäler für

Was beten wir daheim?

Erinnerst du dich daran, daß wir das letzte Mal herausgefunden haben, das Familiengebet müsse mit dem Leben gehen, Familienverhältnisse und Familienereignisse, Jahreszeiten und Kirchenjahr, Berufs- und Geschäftsleben wiederspiegeln? Gewiß eine schöne Aufgabe, die jeden locken könnte, der es ernst nimmt.

Aber nun fragst du, wie das alles gemacht werden soll? Wie diese Dinge alle im Familiengebet Platz und Ausdruck finden sollen? Ja, mein Freund, das ist klar: Mit den paar gewohnten Gebeten kommt man nicht mehr aus. Es wird unvermeidlich sein, daß das Inhaltsverzeichnis der Familiengebete ganz gehörig erweitert wird. Sonst bleibt doch alles beim alten Einerlei! Spüren wir ja sogar im Gesangbuch, das doch eine reiche Anzahl von Andachten enthält, daß oft für den Augenblick nichts „Gescheites“ zu finden ist. Wie sollte da die Familie mit dem Vaterunser und Ave Maria, mit dem Engel des Herrn und dem Rosenkranz, mit dem Tischgebet und schließlich noch dem Morgen- und Abendgebet auskommen?

Daß als Grundlage das Vaterunser seinen Ehrenplatz behalten wird und behalten muß, ist selbstverständlich. Ist es das beste Gebet für jeden Christen, weil es der Herr selber uns gegeben hat, so ist es ganz besonders das Gebet jeder Gemeinschaft, vor allem der Familiengemeinschaft, weil fast jede seiner Bitten vom „Wir“ und „Uns“ spricht, nicht vom „Ich“ und „Mir“. Aber, mein Freund, da las ich unlängst unter den vielen schönen Dingen, die in der letzten Zeit über die Reform des Vaterunserbetens geschrieben worden sind, etwas, das mir ganz besonders gut gefallen hat. Da schrieb der Verfasser, es sei doch nicht recht, für jedes besondere Anliegen ein eigenes Vaterunser zu beten, einfach deshalb, weil man kein anderes passendes Gebet dafür weiß! Im Vaterunser seien doch alle Anliegen schon ausgesprochen und vom Heiland selbst in die rechte Form gebracht. Stimmt das nicht? Ist es nicht manchmal eine Unehre und fast eine Entwürdigung für das Gebet des Herrn, wenn man es für Dinge in Anspruch nimmt, die mit seinem Inhalt gar nichts zu tun haben? Wir müßten wohl wieder dazu kommen, daß wir bei all unseren Andachten dem Vaterunser seinen königlichen Platz im Höhepunkte des Gebetes geben. Wenn es dann (wie es die Kirche ja auch ab und zu macht) in bestimmten Fällen zwei- und dreiund fünfmal wiederholt wird, dann hat auch das seinen Sinn; der Heiland hat sein Gebet am Ölberg auch dreimal gesprochen. Aber nie als Ersatz für Gebete, die man statt dessen beten würde, wenn man — sie könnte!

Also heißt die Forderung: **Gebete lernen!** Auch Familiengebete! Und nun komme mir nicht

---

die armen Opfer. Heilung wird nur durch viermonatliche Behandlung erzielt. Jugendfreunde verlangen die Einführung der Todesstrafe gegen die Totengräber der Nation. Wird es die ersehnte Besserung herbeiführen?

Polizei, Schullehrer, Eltern, Beamte, Stadträte haben von der Gefahr gewußt und sie zu leicht genommen. Auch die rein erdhafte Furcht vor den verheerenden Folgen hat sich nicht als durchschlagend erwiesen. Nur die Religion mit der Pflege des Gewissens und der Ehrfurcht vor Gottes Gebot ist fähig den ganzen Fragenkomplex zu lösen. Ohne Bezähmung durch dieses Gegengewicht werden die Leidenschaften unbändig; ergeben sich der schrecklichen Gewohnheit und der Perversion (dem widernatürlichen Laster) und führen zuletzt zur Selbstvernichtung.

Wenn man das Obige liest, fragt man sich unwillkürlich: wer ist auf die Dauer besser bestellt? Der gläubige Mensch oder derjenige, der die Betrachtung und Beachtung der ewigen Dinge beiseite geschoben hat? Die Antwort ergibt sich von selber. Dr. Jung, ein schweizerischer Führer in der Seelenheilkunde, schrieb 1932: Je mehr die Religion abnimmt, desto mehr nehmen die Nervenstörungen zu. Unter all den Kranken, die ich behandle, ist kein einziger, dessen Problem nicht zuletzt religiöser Natur wäre. Ein jeder von ihnen leidet, weil er das verloren, was ein lebendiger Glaube zu allen Zeiten seinen Bekennern gegeben, und keiner von allen wird wieder gesund, wenn er nicht seine religiöse Orientierung wiederfindet.

P. J. Sch.



mit der Ausrede, das sei zu umständlich! Siehe, deine Kinder haben in ihrem Katechismus so viele Gebete, die nicht nur Kindergebete sind! Siehe im Gesangbuch stehen so viele Gebete, die von denen nie gebetet werden, die in keine Nachmittagsandacht kommen, und zu selten von denen, die dahin kommen! Siehe im „Schott" und in den vielerlei Meßtexten stehen so herliche Kirchengebete, die auch außerhalb des heiligen Opfers ihren Sinn haben und für alle passen! Siehe, es gibt im Schriftenstand deiner Kirche so viele Büchlein, in denen schöne Familiengebete stehen! Und an Gebeten für Mutter und Kind hat Lisbeth Berger in ihrem Büchlein „Mutter, lehre mich beten!" eine große Anzahl zusammen gestellt. Siehe, die Psalmen sind eine kostbare Fundgrube für die Familienandacht (wenn auch eine kluge Auswahl getroffen werden muß!). Siehe, unsere Kirchenlieder enthalten eine solche Fülle von Gedanken für Familiengebete, daß man damit den Bedarf für ein ganzes Jahr decken kann! Und weil wir eben am Lied sind, laß mich nachher noch etwas darüber sagen!

Zuvor aber noch ein Wort über das Rosenkranzgebet! Kein Loblied auf den Rosenkranz, denn das hat dieses herrliche Gebet gar nicht nötig! Nur eine kleine Empfehlung für deine Familie! Weißt du, daß unser Heiliger Vater Papst Pius XI., der doch gewiß auserlesene Gebete zur Verfügung hatte, jeden Abend um 9.30 Uhr in der Privatkapelle mit seinen beiden geistlichen Sekretären, dem Kammerdiener und einigen anderen Hausbediensteten den Rosenkranz gebetet hat, als echter katholischer Hausvater? Möchtest du es ihm nicht nachahmen? Aber nicht den ganzen Rosenkranz, sonst wird es zu viel und deinen Kindern zu langweilig. Nur ein Gesetzlein! Das kostet nicht viel Zeit, läßt auch noch Raum für etwas anderes und bringt viel Segen!

Und nun: weil wir vom Lied gesprochen haben, möchte ich dich noch etwas fragen: Singt ihr in eurer Familie auch manchmal ein geistliches Lied? Oder ist der Frühlingssturm, der in den letzten Jahrzehnten über unser Singen gekommen ist und so viele herrliche Blüten geweckt und auch nach langem Schlaf wieder erweckt hat, am religiösen Leben deiner Familie vorübergegangen? Wie schade wäre das! Hat es dich noch nie in der Seele ergriffen, wenn du auf einem Gang durch das Dorf oder durch die abendlichen Straßen des Städtleins aus einem Fenster Marienlieder hörtest, gesungen von der ganzen Familie? Vor etwa 20 Jahren, in der schlimmen Spartakistenzeit, erzählte mir ein Bekannter folgendes: Er fuhr von einer großen Industriestadt, in der viele katholische Landleute arbeiteten, mit einem der langen abendlichen Arbeiterzüge nach Hause. Die Gespräche, die im Wagen von Arbeitern und Jugendlichen geführt wurden seien so gewesen, daß er auf die Plattform hinausgestanden sei. Da fingen in einer Ecke des Wagens ein paar Arbeiterinnen an: „Es blüht der Blumen eine." Es mag den tapferen Nachtigallen nicht leicht geworden sein, sich durchzusetzen. Aber als der Zug an der nächsten Station hielt, hörte man aus einem halben Dutzend Wagen Marienlieder singen! — Jawohl, das religiöse Lied hat noch seine Kraft und hat seinen Beruf, vielleicht heute ganz besonders! Darum achte es nicht gering und gib ihm sein Recht, auch in deinem Familiengebet!

Besinnliches

Wer Halt hat, stütze die andern, die nicht ein noch aus wissen.

Wir wollen die Innigkeit unserer kleinen Arbeit unserm großen Lande, dem geprüften, ringenden, aufatmenden, schenken.

Jeder in der Lebenszelle, in der er durch Geschick, Ruf und Vorsehung steht.

* * *

„Gott verlässt nicht den, der sich selbst nicht aufgibt. Er gebietet dem Vermessenen Einhalt — aber Er hilft dem Gerechten."

*

„Ich sehe die Dinge nicht mehr — aber ich sehe anderes, das wichtiger ist als die Dinge."

*

„Wer den Strich nicht ziehen kann, lebt nicht."

*

„Wer die Beherrschung verloren hat, ist kein Herrscher mehr."

Erinnerungen aus dem Hl. Jahr

von Hieronymus Peregrinus

Die soziale Not in Europa.

Ich kam mit ihr in Berührung schon beim Betreten des Dampfers im New Yorker Hafen. Wir mußten unsre Schiffskarte und Reisepapiere vorzeigen Naturgemäß hatte jeder sein Handgepäck neben sich stehen. Heran trat ein italienischer Steward und fragte, ob er es für mich in den Bauch des Schiffes tragen dürfte. Ich lächelte ihm die Erlaubnis zu. Eine Reihe Aushängeschilder an allen Ecken sicherten uns Unentgeldlichkeit dieses Dienstes zu. Trotzdem schwänzelte er nach getaner Arbeit um mich herum. Ich bot ihm 25c an als Trinkgeld. Und **er?** Statt die wohlgemeinte Gabe danckbar anzunehmen, spielte er den Beleidigten und bestand für seine 3 Minuten-Arbeit auf $1.00. Begründung? „Er hätte auch ein Recht zu leben." Ich war der letzte ihm das abzustreiten. Aber war gerade **ich** verpfichtet mich von ihm rupfen zu lassen? Ich ahnte nicht, daß das der große Auftakt sein sollte zu der riesigen Bettelsymphonie, die mich in Italien bis über die Ohren in ihren Strudel hineinziehen sollte.

In Neapel stürzte sich bei unserer Landung eine ganze Bande von Gepäckträgern in die weiten Gänge unsres Fahrzeuges. Sie taten es mit Gebrüll, als handelte es sich um Tod und Leben, um Sein oder Nichtsein. Ein jeder von ihnen musterte mit wahren Raubtierblick die Passagiere und suchte sich aus allen denjenigen herauszuwählen, der ihm nach Kleidung und Aufmachung die beste Aussicht auf einen fetten Happen versprach. Es war ein Rennen ums tägliche Brot. „Tip,tip" (Trinkgeld) war das Wort, das sie sich von den angelsächsischen Streitkräften im letzten Kriege angeeignet hatten und um das sich alles drehte. An dem Punkt, wo Stadt und Hafengrenze in einander laufen, hielt uns die Sicherheitspolizei ungewöhnlich lange auf. Noch waren wir zu unerfahren, den Grund dafür zu ahnen. Erst durch Beobachtung anderer entdeckten wir ihn. Sie langten mit dem Paß ein Päckchen Cigaretten ins Wachthäuschen hinein und sieh, das schaffte wunderbar. Ein Man erbot sich mit flehendlichen Gebärden, uns ein Auto zu verschaffen; es würde uns schnellstens zu einem billigen Hotel hinführen. Der Wagen war bald gefunden und wir hofften, den Bittsteller damit los zu sein. Aber siehe da, er stieg mit uns ein und begleitete uns weiter und immer weiter, forderte am Ende mit dem Chauffeur eine entsprechende Abfertigung und vom Hoteleigentümer noch eine Entschädigung dazu. So wurden bei unsrem Einzug in die Stadt aus einem Bettler zwei. Bei unserm Abzug wurden aus einem vier! Es kam folgendermaßen.

Unser Hotel gab uns einen Gepäckträger mit zur Eisenbahn. Wir waren froh und dachten, wir könnten uns auf ihn verlassen. Aber auf dem Bahnhofsvorplatz warf er auf einmal seine Bürde hin und streckte uns die Hände entgegen für einen „Tip". Noch ehe wir uns versahen, hatte sich ein anderer auf die Ladung gestürzt. (Es sah aus wie eine Verschwörung aus der Unterwelt). Ohne uns zu fragen, gab er unsre ledernen Handtaschen sofort an einen dritten ab. Wir begaben uns zum Schalter, um unsre Fahrkarten zu lösen. Wir zahlten dafür und als wir uns umdrehten, stand noch ein vierter da. Er suchte von den andern unser Reiseziel zu ermitteln. Rannte dann zum Bahnsteig, um ein Abteil für uns ausfindig zu machen. Schließlich standen sie alle da in Reih und Glied und äugten uns alle an um ihren „Tip".

Was aber zwischen unserm Ein-und Auszug in Neapel eindrängte, das läßt sich kaum beschreiben. Wir wurden buchstälich von Bettlern umlagert; in der Schiffsagentur, auf der Straße, in den Museen, im Dom, in den Cafes; sogar auf dem Ausflugsbot nach Cabri. Es war ein peinliches Erlebnis für jederman, nicht zuletzt für mitleidige Katholiken. Denn sie fühlten, wie überaus abstoßend es auf nordische Protestanten wirken muß,

die von der Höhe ihres wohlbekannten Überlegenheitsgefühls herab nur mit Verachtung auf das „Bettelvolk" in Calabrien herniederschauen und sein Tun als die natürliche Folge seiner Glaubenszugehörigkeit betrachten. „Bettelmönche und Bettelvolk" werfen sie ja meist mit demselben Atemzug als eine Selbstverständlichkeit zusammen. Aber schließlich macht das den hungrigen Massen Süditaliens wenig aus. Es ist ihnen gegen die Natur; man sieht es ihnen an. Aber sie wollen **Leben**! Und deshalb überwinden sie die natürliche Scheu und suchen den „Americani" immer wieder einen Batzen herauszuschwätzen. Schulkinder drängen sich an dich heran. Zigeunermäßige Frauen mit ungewaschenen Säuglingen auf dem Arm. Mönche und Schwestern in ihren verschiedenen Trachten. Berufsbettler an den Kirchentüren. Krüppel und Musikanten in allen möglichen Haltungen auf dem Bürgersteig; bald sitzend oder mit dem Gesicht auf dem Boden ruhend; bald auf einem niedrigen Wägelchen fahrend oder aufrecht stehend in ein Holzgehäuse eingezimmert. Aber all denen kann man sich schließlich noch entziehen. Unentweichbar schlimm wird es, wenn man stehen bleibt oder sich irgendwo niederläßt wie z. B. in einem Restaurant. Nicht nur rechnet das reguläre Personal 10% extra für Überreichung der Rechnung und eine Anerkennung für Behilflichkeit beim Anziehen des Mantels. Was aber ein längeres Verweilen unerträglich macht, ist die Bettelei, die von draußen auf dich einstürmt. Du sitzest kaum eine Minute und schon fängt die Bescherung an. Ein ganzer Chor fahrender Sänger tritt herein, schreitet geradewegs auf dich zu und stellt sich um deinen Tisch herum. Ein Soloist schmettert dir sein Tremolo ins Gesicht. Banjo- und Violinspieler lösen ihn ab mit einem Intermezzo. Zuletzt gibt's Tutti mit Instrumenten und Gesang. Du reichst ihnen ihren „tip" und atmest auf. Aber kaum ist das erste vorbei, da schreitet schon ein zweites durch die Tür. Ein brauner Franziskaner bittet um eine milde Gabe. Ihm folgt ein Hausierer mit Stadtplänen, Ansichtskarten, Bleistiften und Schreibpapier. Ganz verstohlen schleicht sich ein armes Mädchen heran und nimmt neben ihm Aufstellung. Schließlich kommt ein Ordensmann in Schwarz und zu allerletzt ein Zwerg so klein, daß er kaum über den Tisch schauen kann. Aber der blickt dich so treuherzig an, daß es dir tief in die Seele greift. Du kannst ihm einfach deine Hilfe nicht versagen. Die Lektion aus der Geschichte? Laß dich in Neapel niemals nieder. Geh lieber und kauf dir deine Mahlzeiten in der Metzgerei und im Gemüseladen und verschling sie im Hotel. Bleib auch auf der Straße niemals stehen, sonst wirst du unweigerlich demselben Schicksal verfallen. Es hängt sich dir irgendein Schuhwichser an die Rockschöße. Du läßt dich auf seinem Throne nieder, und schon sammeln sich einige Blutegel um dich her. Einer bietet sich an, dir deinen Hut zu halten; der andere die Handtasche und jeder erwartet seinen „tip". Zweimal an einem Tage wurde ich von Schwestern angehalten zu Gunsten eines Waisenhauses. Ein drittes Mal am nächsten Morgen auf dem Ozeandampfer kurz vor seiner Ausfahrt in die offene See. Dabei wäre ich beinahe meinen Kugelfederhalter losgeworden. Eine der Nonnen meinte, er würde ein schönes Andenken abgeben für ihren Hauskaplan. Infolge dieser Aufdringlichkeit machte ich mir meine Gedanken über das berühmte Dichterwort Neapel sehen und dann sterben. Mir kam es einen Augenblick vor, als solle es umgekehrt sein. Erst sterben und dann nach Neapel!

— — — — — — — —

Die Quellen dieses Elendes sind zum Teil in den Nachkriegsverhältnissen zu suchen, aber noch mehr in der dauernden Überbevölkerung des schönen Landes. Italien ist viel zu klein für seine 50 Millionen Einwohner. Es hat für fruchtbringende Bewirtschaftung eine Anbaufläche nur so groß wie der Staat von New York und soll damit eine Bevölkerung ernähren die ein Drittel derjenigen der Vereinigten Staaten ausmacht. Welches Mißverhältnis! Die Unhaltbarkeit der Lage wird einem klar, wenn man durch die Campagna reist. Die Gegend ist gut bewässert und sieht sich selbst im Winter an wie ein Paradies. Apfelsinen reifen im lachenden Grün. Aber leider ist der herrliche Streifen zu eng und schmal. Auf der einen Seite dehnt

---

Das ist der Herbst: wenn alle Pfade
In goldnes Traumland führen.
Wenn sich in violetter Ferne
Himmel und Erde berühren.

Wenn unsichtbar ein Engel segnend
Ueber die kahlen Felder geht
Und wenn ein letztes, zages Lächeln
Im Garten leis verweht.

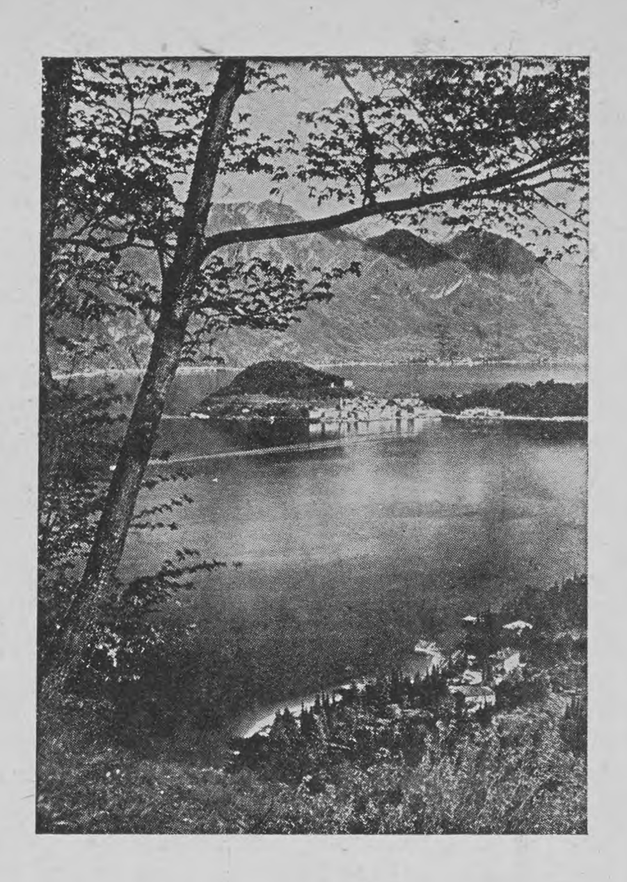
sich das Meer; auf der anderen türmen sich nackte Bergketten, so steinig und kahl, daß sie meines Erachtens keinen Gopher ernähren können. Dazu kommt der empfindliche Mangel an Holz, Kohle und Eisen und allen Rohstoffen zu fabrikmäßiger Bearbeitung. Nur an drei Dingen ist Italien reich, an Kindern, an Obst und an Gemüse und elektrischem Strom.

Die italienischen Mütter sind kinderlieb und man sieht die kleinen Schelme in Massen umherlaufen. Wenige davon sind blond im gotisch-lombardischen Stil; die meisten sind dunkelschwarze Gestalten mit Sarazenischem Einschlag. Aber fast ohne Ausnahme sind sie schön, trotz ihrer armseligen Gewandung. Wahre Muster für Maler und Bildhauer, haben sie zu allen Zeiten eine Überfülle von Motiven für hübsche Figuren und Engelsköpfchen abgegeben.

Obst und Gemüse wachsen im Umkreis des Vesuv in drei Schichten über- und untereinander. Grünblättererzeugnisse am Boden; darüber die Weinreben so hoch wie unsre höchsten Bohnenstangen. Beide werden überdacht von Birn-und Apfelbäumen. Ihre Äste dienen den Reben wie ein lebendiges Drahtnetz, um ihre Zweige weithin in allen Richtungen zu schlingen. Ein wahrhaft gesegneter Boden! Sein Reichtum erleichtert den Armen das Dasein, die übrigens das milde Klima sehr anspruchslos und genügsam macht. Die elektrische Kraft verdankt das Land den vielen Gebirgsströmen mit ihren stolzen Wasserfällen. Diese treiben die Turbinen und durch sie die stromerzeugenden Elektromagneten. Sie liefern die elektrische Kraft in einer Fülle, daß fast das ganze Eisenbahnnetz damit betrieben werden kann. Fehlten bloß die Rohstoffe nicht! Sie und eine große Fläche bestellbaren Ackerbodens gäben der Nation die Möglichkeit zu unbegrenzter Gütererzeugung, wirtschaftlicher Selbstversorgung und kräftigem Tauschhandel mit dem Ausland. Wie aber die Dinge liegen, muß zuviel für teures Gold von draußen eingeführt werden. Daher die umfangreiche Arbeitslosigkeit, der niedrige Lebensstandard und die allgemeine Armut. Wie unheimliche Gespenster kauern sie an allen Ecken und bedrohen das Glück und den Bestand der Nation.

— — — — — — — —

Die Armut starrt einem überall ins Gesicht. Oftmals trifft man armgekleidete Menschen beim



Sammeln weggeworfener Cigarrenstumpen. Die Katzen, die man über den Weg laufen sieht, scheinen ungewöhlich dürr und unterernährt. Die Pferdchen mit ihren zierlichen Füßen und armseligen Körper plagen sich schwer mit ihren schweren Lasten. Die Liliput- (Zwerg) Autos aus den Fiatfabriken huschen wie verstohlen durch die engen Gassen. Krammetvögel, kaum so groß wie unsre Stare, bieten sich in den Metzgerladen zum Verkaufe an. Die Fischspeisen in den Restaurants nehmen sich aus wie ein Gewürm von Tausendfüßlern. Die Zeitungen und Zeitschriften fallen auf durch ihren winzigen, augenbeklemmenden Druck. Selbst die kleinsten Münzen von 1–5 Centisimi sind aus Papier; es fehlt an den Mitteln, um das nötige Metall aus dem Ausland zu beschaffen. Es fehlt an Nahrung für Mensch und Vieh; es fehlt an Kleidung, an lohnender Beschäftigung, an Brennmaterial; es fehlt an allem, was das Leben sicher und angenehm gestalten kann. Diesen Stiefkindern der Natur genügt nicht einmal die sechstägige Arbeitswoche, um ihr tägliches Auskommen zu sichern. Viele von ihnen arbeiten am Sonntag. Körbe voll Waren schleppen sie daher, einen an jedem Arm und einen auf dem Kopf und den balancieren sie

mit Eleganz so wie die Samariterin am Jakobsbrunnen. Viele verdienen ihren Lebensunterhalt durch Marktmethoden; unzählige Verkaufsbuden an Straßenecken und in den Nischen der Häuserreihen helfen ihnen zum Broterwerb.

Der Durchschnittsarbeiter zieht $1.50 als Tageslohn und zahlt für Kleidung und Lebensmittel unsre amerikanischen Inflationspreise! Dabei gibt es keine Arbeitslosenunterstützung. Man stelle sich vor, was das bedeutet. Welche Verdemütigung und welch verzweifelte Lage für Familienväter! Wundert man sich da, wenn viele sich wieder einen Mussulini zurückwünschen? Einen Mann mit eiserner Faust, der Arbeit und Brot verschafft und Colonialgebiete zur Auswanderung für die bedrängten und enterbten Gesellschaftsschichten? Wundert man sich, wenn von 25 Millionen Wählern ein Drittel für den Radikalismus stimmt? Ein Beamter in Neapel sagte mir: Unsre Stadt hat eine Million Einwohner und alle sind sie katholisch bis auf den letzten Mann, selbst die Kommunisten! Ich glaubte ihm zustimmen zu sollen. Denn mehr als ein italienischer Arbeitsmann ist im Hl. Jahr im Petersdom beobachtet worden, wie er mit der Unita (kommunistische Zeitung) in der Hand oder in der Tasche am Grabe des Apostelfürsten niedersank und aus ganzem Herzen betete. Was ist der bolschewistische Stimmzettel? Er ist für manchen nur eine Verdammung der obwaltenden Zustände; ein Protest gegen die Herschaft der Wallstreet; ein Verzweiflungsschrei nach sozialer Gerechtigkeit. Für die radikalen Freunde Moskaus bedeutet er natürlich etwas anderes. Sie wollen die Aufrichtung der radikalen Diktatur. „Italiener", hieß es in einem unverschämten Aufruf an allen Ecken Neapels, „benutzt das Jahr 1950, um euch in Massen der kommunistischen Partei anzuschließen! Moskau wird dann unsre Hauptstadt werden und Stalin unser Führer!" Nach allgemeinem Brauch werden die Straßenecken in Süditalien für alle Sorten Ankündigungen benutzt; für Todesanzeigen, die Ansage von Jahrgedächtnissen für die Verstorbenen, zur Bewillkomnung neuer Pfarrpriester oder Stadtbeamter. Durch all diese Anzeigen hindurch blitzte die rote Blutfahne mit der Aufforderung zum Hochverrat. Die Regierung läßt sich offenbar allerhand gefallen.

Dieses schwarze Elend ist leider nicht allein auf Italien beschränkt. Es macht sich breit in Frankreich, England und in der deutschen Heimat. Es ist ein Europa Problem, ein Weltproblem.

Als wir nach Mitternacht im Hafen von Gibraltar einliefen, hörten wir von allen Seiten den Ruf „Cognacki, Cognacki"! Wir schauten vom hohen Dampfer hinunter und was sahen wir da? Wenigstens ein Dutzend Kähne von Männern und heranwachsender Buben bemannt, die ihren Branntwein feilboten. Sie warfen eine Schnur hinauf, an deren Ende ein Körbchen befestigt war. In dieses Körbchen legten sie die Flasche Schnaps; wir zogen es hinauf, betteten unsern Dollar darin und ließen es hinunter. Sie nahmen ihn dankbar heraus und flehten mit „Cognacki" weiter um Erbarmen. Wie schwer diese zerlumpten Gestalten sich ihr Leben verdienen müssen! Ein Amerikaner spanischer Abkunft bestätigte mir die Tatsache. Nach einem drei monatlichen Besuch im Lande seiner Väter stieg er zu uns aufs Schiff und wurde mein Cabinengenosse. „Die Kinder", erzählte er, „schlagen sich wie Wölfe um eine Kruste Brot, die man in den Graben wirft."

In Deutschland herrscht ein schreiendes Missverhältnis zwischen Preisen und Löhnen. Die Leute leben von der Hand in den Mund. In den Läden und Schaufenstern spreizen sich verlockende Waren; aber der Großteil der Bevölkerung kann sie nicht kaufen; sie haben zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Gar mancher sucht sich als Drehorgelman, Musikant und fahrender Sänger, oder als Kleinhändler an den Bahnhöfen durchzuschla-

---

Sehnsucht

Möcht' wie eine weiße, schlanke Kerze sein,
Die sich still verzehret in heil'ger Liebesglut,
Brennend hell mit mildem, gold'nem Schein,
Am Altare vor dem höchsten Gut.
Einer von den Engeln Gottes möcht' ich sein,
Die in sel'ge Schau versunken Tag und Nacht,
Unsichtbar vor einem Tabernakelschrein,
Halten voller Ehrfurcht heil'ge Wacht.
Sündig ist mein Herz und leer die träge Hand.
Daß ich decke Fehl und Armut mein,
Seraph, schenk' mir deinen Liebesbrand,
Kerze, gib mir deinen goldnen Schein!

Eugenie Kliegl.

gen. Die Regierung ist wirtschaftlich am Ende ihrer Kraft. Das Land ist wie ein dahinsiechender Soldat, der nach schwerer Verwundung nur durch Blutübertragung von außen am Leben erhalten werden kann.

Frankreich und England bieten mehr oder weniger dasselbe Bild. und wenn man erst von den Völkern im Fernen Osten reden will. . . . Die Japaner zählen 90 Millionen; sitzen zusammen gepreßt wie Heringe in einem Salzfaß; leben von Meereskräutern und Krabben und sehen nirgendwo den geringsten Ausweg aus ihrer Not.

— — — — — — — —

Die Aussichten für eine Änderung in der Zukuft? Sie sind schlecht und betrübend. Denn für einen grundlegenden Ausgleich zwischen reichen und armen Völkern fehlt es an politischen Führern mit weltumfassenden Herzen und weltweitem Blick. An Männern, würde ich sagen, wie McArthur, der nach 14jährigem Verweilen in Japan seine Überzeugung klar und unverhohlen ausgesprochen hat. „Die Völker Asiens", sagte er neulich in seiner New Yorker Ansprache, „sind nach der unmenschlichen Vergewaltigung der Kolonialperiode ihrer Sklavenketten müde. Sie verlangen Anerkennung ihrer Würde und Gleichberechtigung mit den westlichen Nationen. Was sie wünschen ist etwas mehr Futter im Magen, bessere Kleidung auf dem Rücken und eine anständige Kopfbedeckung". Das ist die Sprache eines reifen Beobachters von 71 Jahren mit verständigem und mitleidsvollem Blick; eines Menschenfreundes ohne parteipolitische Bindungen, der mit offenen Augen in die Welt schaut ohne Rücksicht auf Sieg oder Niederlage beim kommenden Wahlkampf. Stand er nicht wohl unter dem Eindruck jüngster Entwicklungen auf den Philippinischen Inseln? Dort ist man, um der kommunistischen Gefahr zu begegnen, kühnen Mutes zur Landverteilung geschritten, und siehe da, die Aufrührer legten ihre Waffen nieder. Hätten wir mehr Männer wie ihn!

Die Nachkriegspolitiker in unserem Jahrhundert haben bei den jeweiligen Friedensverhandlungen die drängenden Weltprobleme geflissentlich beiseite geschoben. Das größte dieser Probleme besteht in der Riesenspannung zwischen den besitzenden und den besitzlosen Nationen. Die einen haben alles und die andern haben nichts. Und denen, die nichts haben, wird der Zugang zu den Schätzen der Erde



planmäßig verblockt und noch dazu die Auswanderung in die menschenleeren Gebiete versperrt. Und dabei wundert man sich, daß es keinen Frieden geben will. Man verdammt den Schrei nach Brot und Lebensraum als Machthunger und Eroberungsgier. Auch in diesem Augenblick wieder, wo man die Kriegsrechnung mit Deutschland und Japan zu begleichen sucht, scheint die Hauptsorge zu sein, in beiden Völkern die „Lust" zu einem neuen Kriege zu ersticken. Das natürlich führt zu Zwangsmaßnahmen, die den Armen die Lebensmöglichkeiten beschneiden und ihre Not verewigen. Solche Politik treibt sie in die Arme mächtigen Nachbarn hinein. In Italien war ich erschüttert von dem Haßfeldzug, den die Presse gegen England unterhält. Was die Lage hoffnungslos gestaltet, ist die Tatsache, daß die engstirnigen Politiker von den Wählern ihrer Länder unterstützt werden. Sie wissen nicht, wie es den andern zumute ist. Nahm da ein amerikanischer Frontkämpfer, im italienischen Feldzug gegen Kesselring, einem armen Bauern seinen Strohhaufen ab. Diese sieht man überall im Hofe der Kleinbauern umherstehen; sie sind nur so groß wie ein Schneemann, aber gerade deshalb dem Farmer um so kostbarer; denn sie sind das einzige Futter für seinen burro (Esel). Der Italiener bestand auf Schadenersatz. Einer der Soldaten antwortete darauf mit einer wertlosen Bescheinigung: „Gut für zwei Rundfahrten auf der Karusell auf Coney Island." Ein derber Spaß, der später oftmals in unsern Witzblättern wieder

Das Mädchen Agnes

Erzählung von Heinrich Schütz

„Bäumers haben mir heute gekündigt. Zum Ersten.“ Mit einem Ruck hielt Mutter Welter beim Kartoffelschälen inne und sah Agnes erschrocken an. Die stand vor dem offenen Fenster, nur eben auf der Fensterbank aufsitzend, und schaute anscheinend interessiert dem Spiel der Kinder vor dem Hause zu. Der Abendwind zauste ihr hin und wieder ein keckes Stirnlöckchen übers Gesicht. Ein junges, blühendes Gesicht war das, von gesunder Bräune, die eben jetzt durch eine Blutwelle des Trotzes noch dunkler schien. Über der Nasenwurzel stand steil eine Falte.

„Ohne uns ein Wort vorher zu sagen?“

„Eigentlich hat Frau Bräumer mich ja nur gefragt, wann sie dich in dieser Angelegenheit sprechen könnte; da hab ich ihr gleich gesagt, das sei nicht nötig, ich bliebe sowieso nicht und legte auf die Kündigungsfrist keinen Wert.“

Eine Kartoffel plumpste ins Wasser. Dann war's wieder still.

„Und wie denkst du dir das weiter, jetzt?“ Man merkte es der Stimme der Mutter an, daß sie nur mühsam die Fassung bewahrte.

„Das wißt ihr ganz genau. Ich bleib in diesem Nest nicht.“

„Schlag dir das mit dieser Stelle im Ausland aus dem Kopf. Du weißt, daß Vater nichts davon wissen will — und ich auch nicht.“

„Mein Gott, ihr seid eben noch ganz und gar von gestern. Als ob gar nichts passiert wäre in der Welt, als ob's keinen verlorenen Krieg gäbe und keine 18 Millionen Flüchtlinge und keinen Frauenüberschuß. Und wenn man nun die Möglichkeit hat, sich andern Wind um die Nase wehen zu lassen und dahin zu gehen, wo man noch eine Zukunft hat, da kommt ihr von euren veralteten Anschauungen nicht los. Egoisten seid ihr und steht bloß unserm Glück im Wege.“

„O, du achtzehnjähriges Fräulein Überklug! Man sollte dich wirklich gehen lassen, damit du das Leben einmal schmeckst!“

Droben in ihrem Kämmerchen unter dem schrägen Dach schaut aus dem Spiegel ein erhitztes Gesicht mit zusammengezogenen Brauen und gepreßten Lippen. Innen bohrt die Scham, daß sie der Mutter das häßliche Wort gesagt. Aber in den Schläfen klopft's wild dagegen: recht hab ich. Sie tritt zum Fenster und öffnet es und läßt die kühle Abendluft um Kopf und Nacken streichen.

---

aufgetischt und belacht wurde. Aber seien wir ehrlich! Ist so etwas zum Lachen? oder ist es nicht eher zum Weinen? Beleuchtet es nicht blitzartig die traurig-fatale Geistesverfassung der reichen Völker den armen gegenüber?

Der Ernst der Lage wird einfach überschaut oder hartnäckig hinweggeleugnet. Oder man schiebt die Schuld für die verwickelte Lage dem Herrgott in die Schuhe. Man sagt, die Erde sei zu klein um die stetig wachsende Menschenflut zu bergen und zu ernähren. Als Allheilmittel dafür empfiehlt man hemmungs- und gewissenlose Familienbeschränkung. Und dabei ist erst ein Fünftel der nutzbaren Erdoberfläche angebaut. Im Gebiet des Amazonenstromes (Südamerika) könnte man zu jeder Zeit 10 Millionen Kriegsflüchtiger mit Fallschirmen landen und sie ohne Unterstützung ihrem Schicksal überlassen; sie würden sich glänzend durchschlagen können. Aber was willst du machen? Die Welt betrügt und will betrogen sein. Hätte man in weiser Voraussicht der kommenden Dinge nur einen Bruchteil der sinnlos verpulverten Kriegsmilliarden auf weitherzige Siedlungspolitik verwandt, es sähe heute mit der Welt gar besser aus. Aber anstatt mit weltweitem Blick den Dingen auf den Grund zu gehen, greift man zu schändlichen Ablenkungsmanövern; betreibt elende Flickarbeit an der Oberfläche und zimmert zugleich ein Pulverfaß zurecht, das früher oder später, von der Stichflamme internationaler Unzufriedenheit entzündet, den Erdball in furchtbare Wehen verwickeln wird.

Mangel an wahren Führerpersönlichkeiten. Das ist der Grund für die weltweite Armut; für die ewigen Reibereien zwischen den Völkern und — die endlose Bettelei in Neapel.

Und wie sie über den Bäumen und Dächern den sonnengelben Streifen des verdämmernden Tages sieht, schmilzt plötzlich ihr Trotz, und Tränen stehen ihr in den Augen.

Das Mädchen Agnes sehnt sich nach dem Glück.

* * *

„Sie sollten sie wirklich gehen lassen, damit sie das Leben einmal schmeckt."

Unzufrieden schaut Mutter Welten vor sich hin. Sie hat vom Dechanten ein anderes Wort erwartet.

Breit und mächtig sitzt der Dorfgewaltige in seinem Sessel. Schneeweiß stehen die Haarstacheln über dem runden Gesicht, darin alles: die buschigen Brauen, die breitflügelige Nase, der vollippige Mund und das große Kinn den willensstarken Mann verrät.

„Herr Dechant, wir haben Gründe, daß wir sie nicht ins Ausland lassen wollen. Mein Mann hat sich an die Auswandererberatung nach Hamburg gewandt, an den Raphaelsverein. Es ist sehr wenig ermutigend, was wir von dort gehört haben."

„Richtig, richtig. Das ist mir bekannt. Die Verhältnisse sind draußen so unklar, die Gefahren so groß und das Mädel ist so jung — und so verbohrt dazu. Es steht sehr dafür, daß ihr der Ausflug schlecht bekommen wird."

„Und da sagen sie mir, wir sollen sie gehen lassen?"

„Frau Welter, als ich ein gutes Stück jünger war, da hab ich nur den geraden Weg führen wollen; auch mit Gewalt, wenns nicht anders ging. Ich hab dazugelernt. Gewalt, auch wenn sie das Gute im Auge hat, ist meist von übel.

Es gibt Naturen, willensstarke, die erst und nur durch die Erfahrung klug werden. Agnes würde immer der Meinung bleiben, Sie hätten ihrem Glück im Wege gestanden."

„Mein Gott, als wenn sie das nicht daheim finden könnte. Arbeit und Aufgaben hat's und junge Burschen auch, die sie glücklich machen können, zum Beispiel der Walter. . . ." Frau Welter bricht ab, mitten im Satz.

„Sieh da, sieh da, schon Pläne gemacht! Der Walter? Nicht übel."

„Ach, daß ich's nur gestehe: ich müßte keine Mutter sein, wenn ich's nicht spürte, daß er das Mädel gern hat."

„Und sie, hat ihn auch gern?"

„Die hat den Kopf nur voll von ihrem Auslandsplan."

„Ja, — und ich mein: laßt sie gehen."

„Und wenn sie uns vor die Hunde geht, in der Fremde?"

„Das trau ich der Agnes eigentlich nicht zu. Man muß wagen. Und: Gott schreibt gerade auch auf krummen Zeilen."

* * *

„Fortuna" hieß das Schiff, mit dem an einem Novembertag Agnes von Hamburg aus die Fahrt über den Kanal antrat. Als es vom Kai abstieß, war Agnes noch wirblig im Kopf von den Erlebnissen der letzten Tage.

Der Dechant hatte den Ausschlag gegeben; vor seinem gewichtigen Wort kapitulierte auch der Vater und unterschrieb das Einwilligungsformular. Nicht gern, nach wie vor. „Du glaubst, es sei dein Glück; wir wollen dir nicht länger im Wege stehen."

Während der folgenden Wochen war Agnes wirklich glücklich. Sie träumte, sie hoffte, sie plante, sie tat die hunderterlei Arbeiten der Vorbereitung. Mit einem Schlage war der graue Alltag farbenfroh geworden.

Der Abschied —, der Abschied von daheim war freilich schwer



gewesen. Nicht daran denken dürfte sie, sonst kamen die Tränen wieder. „Kind, halt fest an deinem Glauben!" Es war das letzte Wort der Mutter daheim. Na, Mutter hält natürlich London für ein Sündenbabel und sieht mich schon von einem Mädchenhändler entführt.

Der Vater hatte gar nichts gesagt. Er war noch nicht darüber weg.

Walter hatte ihr den Koffer zur Bahn getragen. Ein guter Junge! Ich glaub, der mag mich gern.

Doch jetzt will ich die Reise genießen! Schade nur, daß es heute so grau ist, neblig und trübe. Aber von drunten her, aus dem Salon, tönt leise Musik.

Gepflegt ist hier alles, und essen kann man, was man will; Dinge, die daheim nie auf den Tisch kamen, mit verheißungsvoll fremdländischen Namen; und der Steward behandelt mich wie eine große Dame. Heut will ich mir auch einen guten Tropfen gönnen: auf die Zukunft . . ., auf das Glück . . . .

„You belong to my heart now and ever . . ." schmeichelte die Musik der Bordkapelle.

„Pardon me, would You mind me taking seat at Your table?"

Eine dunkle Stimme drang in ihr Träumen. Ein helles Gesicht lächelt sie an.

„Ja, natürlich, yes, Sir", gibt Agnes zur Antwort. Sie wird rot dabei. Sie kann noch nicht viel Englisch.

„Sie sind Deutsche? Ich kenne Deutschland, und liebe es. Ein schönes Land. Und gute Menschen habe ich dort kennen gelernt. Als Soldat."

Zum hl. Schutzengel

Auf allen meinen Wegen,
Wo immer ich geh',
O heiliger Schutzengel,
Bei mir steh'.
Ich bitte dich von Herzen,
Im Feld und im Hag
Sei du mein Beschützer
Am heutigen Tag.
Von irdischen Wegen
Führ hutsam dein Kind
Zu himmlischen Auen,
Wo Engelein sind.

Bernd Fischer

Sein Deutsch hat stark englischen Akzent. Aber er hat eine warm-dunkle Stimme. Er ist groß, hellhaarig, mit gerader Nase, vollen Lippen und einer Doppelreihe gesunder, weißer Zähne. Gut gewachsen ist er, und gut gekleidet, und er hat das sicher-ruhige Benehmen seiner Rasse.

Als Agnes aufsteht, ist ihr etwas taumelig. Der neue Bekannte ließ es sich nicht nehmen, ein noch besseres Tröpfchen zu bestellen und anzustoßen auf ihren glücklichen Einstand „in the old merry England".

Sie weiß jetzt, daß er John heißt. Jonny . . . .

* * *

England lag in dichtem Nebel, als die „Fortuna" vor Anker ging. Im Trubel der Zollabfertigung war Jonny für Agnes ein guter Helfer, und bis London blieb er ihr angenehmer Begleiter. Als man sich trennen mußte und Agnes allein im Zuge saß, der sie durch den grauen Novembertag nach Norden riß, war's als sei der Nebel nun lastender, der Tag trüber geworden. Indes ließen die nächsten Tage sie nicht viel zum Nachdenken kommen. Nach vierstündiger Fahrt war das vorläufige Ziel erreicht: ein Sammellager. Ein buntes Durcheinander, ein Menschengewimmel und Sprachengewirr sog sie auf. Mit achtzehn anderen Mädchen lag Agnes auf einem Saal. Im Lager erfuhr sie Genaueres über den künftigen Arbeitsplatz: eine Baumwollspinnerei in einer nördlichen Industriestadt. Der Tag verging mit Formalitäten, Instruktionen, Registrierungen; des Abends war im Lager Gelegenheit zu Kino und Tanz.

Ein Omnibus brachte sie nach zwei Tagen zum Endziel: eine rußgeschwärzte Fabrikstadt mit einem Heer riesenhaft ragender Schlote, mit mächtigen Werkhallen und langen Reihen kleiner, grauer Fabrikhäuser. Als man am Nachmittag ankam, es brannten bereits die Bogenlampen auf den Straßen, da entströmten Menschenmassen den Fabriktoren

und bildeten lange Schlangen an den Haltestellen der Autobusse.

In einer engen Nebenstraße hielt der Bus vor einem großen Gebäude. Das war ihr künftiges Heim. Eine freundliche, alte Frau empfing sie, die Heimmutter. Sie führte die Ankommenden in den „Salon", wo im offenen Kamin ein helles Feuer brannte. Die Alteingesessenen nahmen von den Neuen nur wenig Notiz. Über ausgetretene Läufer ging's eine Treppe hoch zu ihrem Zimmer. Sauber war's aber außer Bett, Wandbrett, Kleiderhaken und Stuhl waren keine Möbel dort. Mit vier anderen mußte sie das Zimmer teilen.

Verpflegen mußte man sich selbst, und am nächsten Tage machte Agnes ihre ersten Einkaufsversuche. Das war eine heitere Sache, man verständigte sich mit dem Verkäufer durch Zeichensprache, und wurde mit Humor und hilfsbereiter Freundlichkeit bedient.

Am andern Morgen um 8.30 Uhr betrat sie die Fabrik. Und als sie im Eingang der riesenhaften Werkhalle stand und ihr von den nahezu hundert Maschinen ein ohrenbetäubender Lärm entgegenschlug — da füllten sich auf einmal ihre Augen mit Tränen. Ist dies nun . . . ist dies hier die Vorhalle deines Glücks?

Ein freundlicher und verständnisvoller Aufseher half ihr über die dunkle Stimmung hinweg. Er führte sie in die Geheimnisse ihrer Arbeit ein. Im sogenannten Card-Room wurde sie beschäftigt: von morgens bis abends hatte sie baumwollgefüllte Kannen durch leere zu ersetzen.

Eine blasse Novembersonne drang durch staubige Fabrikfenster. Es wurde früh dunkel, und als sie um 5.30 Uhr nach vollbrachtem Tagewerk auf die Straße trat, war die Welt in einem dichten Nebelmeer versunken. Würde hier denn nie eine richtige Sonne scheinen?

Es begann das graue Gleichmaß der Tage. Es begann die Erkenntnis, wie schwer es sei, mit vielen fremden Menschen zusammenhausen zu müssen. Um einen Kochplatz, um einen Löffel gab es heftigen Streit. Es begann der Kampf ums Leben: sie verdiente zwar mehr Geld als daheim, aber es floß auch viel schneller aus den Händen. Es begann auch der Kampf um Glaube und Unschuld; viele Gefährtinnen hatten schon beides preisgegeben und lockten die Rückständigen mit frivolem Wort und unbekümmertem Beispiel. Und das wurde zur großen Gefahr und Versuchung durch die Einsamkeit, in die sie eingeschlossen war.

Nein das Mädchen Agnes war nicht glücklich.

* * *

Aber mit eins wurde das alles anders. Über Nacht kam es doch, das große Glück. Es kam gleichsam als Weihnachtsgeschenk.

Zu Weihnachten hatte sie das Heimweh, das sie bis dahin verbissen und stolz bekämpft hatte, mit rücksichtsloser Wucht gepackt. Als sie vom Mitternachtsgottesdienst, der für die Deutschen in einem Klosterkapellchen gehalten wurde mit deutschen Liedern und deutscher Predigt, wieder in ihr Heim zurückgekehrt war und in der unfreundlichen Stube im Bette lag, da war die große Verlassenheit über sie zusammengeschlagen. Bis in den trostlos grauen Dezembermorgen hinein hatte sie geweint, still, lautlos, daß keiner es merkte.

Um den langen Tag totzuschlagen und sich etwas zu betäuben, war sie mit einer Freundin in ein Tanzlokal gegangen. Weihnacht und Tanz, das wäre daheim nicht zusammengegangen!

Und da hatte sie Jonny getroffen! Er hatte sie gleich erkannt und begrüßte sie herzlich, kameradschaftlich. Und sie hatte nach ihrem Jammer ihre Freude so hell und unverhohlen kundgetan, daß im Augenblick der Funke



sprang. Sie wußten es am Abend, beide: sie liebten einander.

Als Agnes spät zurückkehrte, war das Heim nicht mehr so trostlos, waren die Gefährten nicht mehr unerträglich, war sie selbst die alte, blühend-muntere Agnes, — Annie nannte er sie: zu einem Jonny paßte halt nur die Annie.

Lange noch schlief sie nicht. Nein, das war kein Zufall, der ihn in die gleiche Stadt geführt hatte, diesen großen, hellen Jungen mit den guten Händen und der warmen Stimme. Und daß er jetzt kam, gerade jetzt, in ihrer großen Not, das war Fügung, ... das war das Glück . . . Darling, you are the song and you always belong to my heart.

* * *

Das war das Glück! Welch wunderbare Zeit folgte. Nichts war geändert, und alles war anders. Die Arbeit war nicht mehr eintönig, wenn man auf den Abend wartete, den Abend bei ihm. Was verschlugs, daß sie beide noch nichts waren und hatten, jetzt konnten sie sparen. Jetzt war's auf einmal recht, daß man billig wohnte. Und in der großen Liebe ging das Heimweh unter. Wie konnten seine großen, starken Hände zart sein und erfinderisch in immer neuer Liebkosung. Wie war man in dem kräftigen Arm geborgen. Und nun hatte man sich auch wieder gefunden, das Gut-sein lohnte sich; man verachtete den seichten Flirt der Kammeradinnen.

Von der Mutter kam ein Brief und eine Frage: ist er denn auch katholisch? — Ach, natürlich ist er nicht katholisch, aber er wird ihren Glauben achten; er ist sogar einmal mit ihr zum Gottesdienst im kleinen Klosterkapellchen gewesen, und es hat ihm gefallen. Ein Gruß von Walter ist dem Brief beigelegt. Ob der sich immer noch Hoffnung macht? Ob Mutter ihm nichts von Jonny erzählt hat?

Jonny hat übrigens eine gute Stellung, in einer Autoschlosserei.

* * *

„Mädchen, kennst du denn überhaupt seine Familie und seine Verhältnisse zu Hause?" Die also fragte, das war Schwester Bononia, Vinzentinerin ihres Berufes und deutscher Herkunft, aber schon jahrelang in der englischen Industriestadt tätig. Sie war Stadtschwester, ging von Haus zu Haus, zu arm und reich, wann und wofür sie auch immer gebraucht wurde. Sie war ein rechter Dragoner, mit einem Schnurbart auf den Lippen, Haaren auf den Zähnen, und hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Den ersten Krieg schon hatte sie mitgemacht und leichtsinnigen Ärzten und lockeren Leutnants die Leviten gelesen. Hier in der Stadt war sie Katholiken und Andersgläubigen bekannt und hatte unter ihrem weiten Mantel im Laufe der Jahre ein Vermögen von Reich nach Arm geschleppt.

Nein, davon wußte Agnes nichts. Nie war von seiner Familie die Rede gewesen, nie hatte sie danach gefragt.

Das zu tun nahm sich Schwester Bononia sofort vor. „Was seid ihr junges Volk doch unbedacht, und wie blind macht die Liebe!"

Bei ihren Verbindungen durch alle Straßen hatte sie bald die Spur. Doch was sie erfuhr, das ließ sie alsbald eilig zum Pater Muck, dem Deutschenseelsorger, gehen und berichten.

Und der ließ Agnes kommen.

Aus dieser Unterredung, die lange dauerte, kam ein zerschlagenes, gebrochenes Menschenkind heim.

Pater Muck hatte Agnes mitteilen müssen, daß John bereits in gültiger Ehe verheiratet sei. Daß diese Ehe zerbrochen war, das war wohl nicht Jonnys Schuld. Er, der Nichtkatholik, glaubte sich auch wohl rechtens frei.

Aber er hatte es Agnes verschwiegen. — Und P. Muck hatte es in aller Liebe, doch deutlich gesagt: für den gläubigen Katholiken bleibt jetzt nur der Verzicht.

* * *

Das Wort an John, das klärende, das hatte Schwester Bononia übernommen. Und sie hielt auch ein wachsames Auge auf Agnes. Denn diese gefiel ihr gar nicht.

Was nahm doch das Mädchen sein Unglück schwer! Weil nur die Liebe ihm die Fremde warm, die Fron der Webmaschinen sinnvoll, die Heim- und Heimatlosigkeit erträglich gemacht hatte, so lebte sie nun dumpf dahin, immer

---

Es darf nicht dunkel sein
an der Stelle,
wo du stehst!

* * *

Vergiß es nie,
daß hinter Wolkenwänden
des treuen Gottes
helle Sonne steht!

---

hoffnungsloser verstrickt in die Verlassenheit und Einsamkeit.

Heimkehren? Auf keinen Fall. Das litt ihr Stolz nicht, der sich so rücksichtslos gegen die Eltern durchgesetzt hatte.

Aber Schwester Bononia war doch sehr erschrocken, als sie ein Bobby, ein Polizeiwachtmeister auf der Straße einholte und sprach: „Schnell, schnell, Schwester, dort drüben Donavon=Street 15, in dem Mädchenheim, da hat sich ein junges Ding vergiftet, Luminal anscheinend, eine Deutsche."

„Wie heißt sie denn?" „Welters . . ., Moment, ich hab's aufgeschrieben: Agnes Welter."

*   *   *

Agnes ist heimgekehrt.

Monate später nach ihrem seelischen Zusammenbruch hat sie sich von den Schwestern verabschiedet, die ihrem Leib und ihrer wunden Seele schwesterliche Pflege angedeihen ließen. Von Schwester Bononia vor allem mit der polternden Stimme, dem geraden Wort und dem mütterlichen Herzen.

War denn früher die Heimat so schön wie jetzt? Das Dörfchen so sommerhell, das Häuschen so heimelig, die Stube so sonnig und geschmückt?

Sie sieht alles neu. Sie sieht, was sie früher nicht gesehen hat.

Sie sieht . . ., auf einmal sieht sie es: das braungebrannte, männliche Gesicht von Walter, und sieht seine klare, wartende Treue.

„Gut, daß du wieder da bist, Agnes", sagt er mit strahlendem Lächeln. Mehr nicht.

Das Mädchen Agnes ist einen weiten Weg gegangen. Aber an seinem Ende steht doch . . . das Glück.

Beschämt

Von Heinz Bähr

Ich sah den Himmel golden
Im frühen Morgenschein
Und glaubt', er schau so freundlich
Nur in mein Kämmerlein.

Ich hört' die Lerche trillern,
Daß froh ich horchen mußt,
Und glaubt', sie wollte singen
Nur mir den Morgengruß.

Ich hört' den Türmer blasen
Vom hohen Turm so hell
Und glaubt', ein Morgenständchen
Bringt mir wohl der Gesell'.

Und als ich frug den Himmel:
„Wem strahlt dein goldner Schein?"
Sprach er: „Ihm, der die Sonne
Mir schuf so blank und rein."

Und als ich frug die Lerche:
„Wem trillerst du so schön?"
Da stieg sie zu den Wolken
Und rief: „Gott in den Höh'n."

Und als ich frug den Türmer:
„Wem bläst so hell dein Mund?"
Sprach er: „Des Turmes Finger,
Der macht es dir wohl kund."

Sie ließen all' mich stehen,
Beschämt den Blick ich senkt'.
Wie klein ist doch die Seele,
Die stets an sich nur denkt.

Bauer

Pflug reißt die Erde auf,
daß sie gebäre.
Daß in der Zeiten Lauf
die Frucht sich mehre.
Flattert ihr Atem weiß
warm um die Pferde,
rinnen die Tropfen Schweiß
auf heiliger Erde.
Demut ist Bauernkraft:
Ich tat das Meine,
Herrgott, der mit uns schafft,
nun tu das Deine.
Tat ich doch, was ich sollt',
Not half ich wehren,
daß auch der Ärmste wollt'
dankbar dich ehren.
Herr, vor dir alle sind
wir arme Leute.
Gib uns unser täglich Brot
morgen wie heute.

Fulco

———o———

„Glaubst du, daß ich das Böse als Prüfung zuließe, wenn meine Hand nicht stark genug wäre, das Böse zum Guten zu lenken?"

*   *   *

„Wie soll ich nicht singen dem Herrn,
Der mein Herz sich zur Harfe erkor."

Das Kreuz von St. Jean

Von Friedrich C. Meyer

Im Süden der Bretagne, der großen Halbinsel im Nordwesten Frankreichs, liegt freundlich am Ufer der Vilaine das alte Landstädchen St. Jean. Ein Kranz von kleinen, weißen Häusern ist das, die alle grüne Schlagläden und Wasserrinnen und rote Ziegeldächer haben. Grau und kantig überragt der Turm der alten Kirche das Städtchen. Rundum sind die Felder und die grünen Weiden, von dunklen Wäldern weit umzogen. Weiter hinaus sind die Sandhügelketten der Dünung. Dahinter rauscht das Meer seinen ewigen Gesang um die große Halbinsel und die kleine, weiße Stadt.

Nahe dem Städchen, frei auf einer Hügelhöhe, liegt die alte Wallfahrtkapelle, davor ragt das riesige Eisenkreuz, das Kreuz von St. Jean. Seit vielen, vielen Jahren kommen zur Sommerzeit die Wallfahrer zur Kapelle und zum Kreuz, kommen in feierlichen, großen Zügen Männer und Frauen, Bauern aus den Fruchtfeldern und Fischer von den Fangboten. Überallher kommen sie über die weißen Sandwege, von Nantes und Rennes, von St. Malo und Quimer, von Lorient und St. Nazire, ein ununterbrochener Strom von Wallern und Betern. Am Tag der großen Wallfahrt aber, am Fest Mariä Heimsuchung, sind die Scharen schier unübersehbar, die zur Kapelle kommen und zum Kreuz von St. Jean.

„Das Kreuz hat natürlich eine Geschichte!“ sagte im Fremdenzimmer des „Mouton blanc“ (Weißes Lamm) mit leisem und ein wenig spöttischem Lächeln der junge Rechtsanwalt Bignet, einer der Gäste aus Paris, die seit Tagen im Gasthof wohnten. „Sie müssen wissen, meine Herren, hier in der guten Bretagne hat alles eine Geschichte! Sicher wird uns Herr Ponsard, unser liebenswürdiger Wirt, von diesem so viel besuchten Kreuz etwas zu erzählen wissen!“

Es war der Abend des Festtags Mariä Heimsuchung. Staunend und bewundernd hatten die Pariser Gäste das wogende Leben, das seit den frühesten Morgenstunden in den Straßen und Gassen des stillen Städchens herrschte, beobachtet, hatten die Feierlichkeiten der „großen Wallfahrt“ ungewollt miterlebt und waren Zeugen der eindrucksvollen Feststunde vor dem Kreuz auf dem Kapellenplatz gewesen. Nun verebbte allmählich das Leben und Treiben draußen in den Straßen. Die Züge der Waller verließen, noch einmal mit frommen Liedern grüßend, die freundliche Stadt. Fern und ferner verklangen die Worte und Melodien.

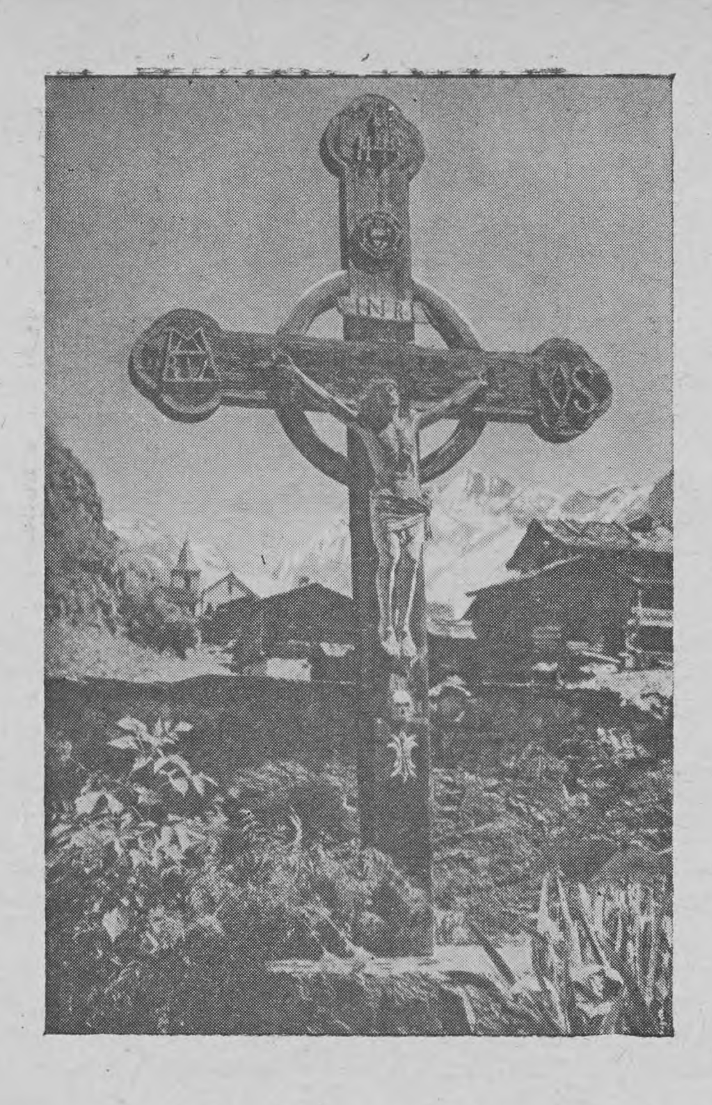
Der alte Wirt sah durch das offene Fenster in die abendlich überglänzten Felder hinaus und zum Kapellenhügel hin, zu dem mächtigen, weit sichtbaren Kreuz. „Es ist, wie Sie sagen, Herr“, nickte er dann ruhig-freundlich, „wie so viel ehrwürdige Dinge hier, so hat auch das Kreuz eine Geschichte!“

„Eine mystisch-heilige Geschichte natürlich“, lächelte der Rechtsanwalt, „umrahmt von seltsamsten Heilungen und Wundern!“

„Ich weiß nicht, welche Antwort Sie erwarten, Herr!“ entgegnete ernst der alte Wirt. „Sie kommen aus Paris, und dort in der Millionenstadt — ich weiß es — haben viele in der Wirrnis und Enge alle Verbindung verloren, die lebensvolle, körperliche mit der mütterlichen Erde und die geistig-seelische, erhebende und veredelnde mit dem Himmel, mit Gott! Wir hier — das darf ich wohl sagen — wir haben noch beides, Herr! Das schlichte, kraftvoll-gesunde und — Gott sei's gedankt — noch unverbildete Volk unserer Bauern und Fischer weiß noch um tausend Wunder, die täglich geschehen, in den Fruchtbezirken da draußen, wie im Leben der Menschen!“

Der junge Rechtsanwalt sah einen Augenblick verlegen in sein Glas. „Ich wollte Sie nicht kränken, Herr Ponsard!“ sagte er dann entschuldigend. „Erzählen Sie also bitte die Geschichte von jenem Kreuz! Vielleicht hat sie doch auch uns aus der Millionenstadt etwas zu sagen!“

„Die Kapelle“, begann der alte Wirt, „ist manches Jahrhundert alt. Ein Kreuzfahrer soll sie nach glücklicher Heimkehr aus Dankbarkeit erbaut haben. Das Kreuz ist vor etwa zweihundert Jahren errichtet. Es war ein Gelöbnis getan, so ist in der Chronik nachzulesen. Einige Fischer aus dem Städchen waren bei schwerstem Sturm draußen auf dem Meer und es ist kaum noch Hoffnung gewesen. Als sie dann ohne Schaden heimgekommen, ward das feierliche Versprechen eingelöst. Schon bald



darauf begann das Volk in besonderen Anliegen zur Kapelle und zum Kreuz zu wallfahren. Es ließe sich unendlich vieles über diese Wallfahrten erzählen. Ihnen möchte ich nun von einem besonderen Geschehnis erzählen.

Es war die Zeit der großen Revolution. Mochte man aber in Paris, in Marseille und in vielen anderen Städten die Schlösser der Edelleute stürmen, mochte man die Gotteshäuser schänden und niederreißen, liederliche Frauenzimmer als „Göttinen der Vernunft" auf die geschändeten Altäre heben und die Guillotinen ihre scheußliche Arbeit verrichten lassen: Hier in der Bretagne fand sich für solch merkwürdige „Befreiung der Massen", für solch bluttriefende Art von Neuordnung wenig Verständnis, wenig Ruhm für solch grausigen Hexensabbat, wenn es auch hie und da zu Störungen und Ausschreitungen kam.

Damals schon war dieser Gasthof im Besitz unserer Familie. Der Urgroßvater, der ehrenamtlich auch Ortsvorsteher war, hat alle besonderen Geschehnisse aus jener stürmischen Zeit getreulich niedergeschrieben, so auch jenes Ereignis, davon hier die Rede sein soll.

Ein Vetter meines Urgroßvaters, Pierre Ponsard, hatte in Paris studiert und sich dort als Rechtsanwalt niedergelassen. Er soll ein Heißsporn gewesen sein und sich weit weniger um seine Rechtsgeschäfte, als um die politischen Ereignisse gekümmert haben. Als im Jahre 1792 die Bergpartei zur Macht gekommen und die Republik ausgerufen war, ist er plötzlich hier in St. Jean wieder aufgetaucht. Er ist dann, obwohl er keine besonderen Vollmachten hatte, wie ein Machthaber hier aufgetreten, klug den starken Einfluß ausnützend, den er sich bei Ortsfremden und in jenen unruhigen Zeiten wer weiß woher aus aller Welt Zugewanderten zu sichern gewußt hatte. Daß mein Urgroßvater — ein rechtlicher Mann, wie aus allem zu schließen ist — damals sein Amt niederzulegen gezwungen war, mag Pierre Ponsards Einfluß noch gesteigert haben.

Aber nicht nur in politischen und wirtschaflichen Fragen machte Pierre Ponsard diesen seinen Einfluß geltend, auch auf das religiöse Leben im Städchen suchte er einzuwirken. Als Sendbote der „Göttin der Vernunft" hielt er Versammlungen ab, redete und verbreitete Flugschriften, versuchte mit allen Mitteln Beunruhigung und Verwirrung in die Gemüter zu tragen. Das Volk aber blieb sich selbst, dem Vätererbe und dem Väterglauben treu, ruhig und unbeirrt, auch dann, als man den alten Pfarrer gefangen nach Rennes gebracht hatte. Zu gewohnten Zeiten läuteten die Glocken, brannten die Kerzen am Altar und das Volk betete und sang, feierte andächtig seine sogenannten „kalten Messen" (ohne Priester und heiliges Opfer). Kaum einen aus dem Städtchen gewann Pierre Ponsard für sich und seine „Lehre". Nur un-

ter den Freunden fand er Anhang.

So kam die Osterzeit und die Zeit der Wallfahrten, und wieder kamen die Prozessionen über die weißen Sandwege gezogen. Wohl war die Zahl der Waller geringer als in ruhigen, geordneten Zeiten, aber die Prozessionen kamen zum Kreuz, ob man auch in anderen Teilen Frankreichs eben in jenen Tagen die Kirche für aufgehoben erklärt hatte. Knirschend vor Grimm sah Ponsard die Züge kommen und abziehen. Zu klug aber mit offener Gewalt vorzugehen, suchte er die fremden Wallfahrer in seine Versammlungen zu locken, hielt eifernde Reden und ließ seine Flugschriften verteilen, ohne aber den Zustrom zur Kapelle und zum Kreuz im geringsten hemmen zu können.

Als er alle Bemühungen an dem ruhigen, stummen Widerstand des Volkes scheitern sah und Pierre Ponsard beschloß, mit andern, nachdrücklichen Mitteln vorzugehen, ward der alte Pfarrer in schwerkrankem Zustand aus dem Gefängnis entlassen.

Da faßte Pierre Ponsard sogleich einen neuen und wie er glaubte erfolgsicheren Plan. Am Tage der großen Wallfahrt sollte sich ihm der Pfarrer zu einer großen Auseinandersetzung vor den Scharen der Wallfahrer stellen. Sein Sieg, daran er nicht einen Augenblick zweifelte, würde sicherlich viele für seine Lehre gewinnen.

Ein ungleicher Kampf. Ein junger gesunder Mensch, ein kluger, gewandter Redner auf der einen, ein alter, kranker, schlichtbiederer Bauernpfarrer auf der anderen Seite. Aber der alte, kranke Pfarrer nahm die seltsame Forderung sogleich an. Er vertraute ja weit weniger auf sein Können und Wissen, als auf die Heiligkeit und Gerechtigkeit der Sache, für die er allzeit einzutreten heilig bereit war. Nicht zuletzt auch hoffte er zuversichtlich auf andere, übernatürliche Hilfe. Es würde ihm zur rechten Zeit das rechte Wort schon gegeben.

So kam Mariä-Heimsuchung, der Tag der großen Wallfahrt. Ein herrlich sommerlicher Tag ist es gewesen. Wie immer waren die Portale der Häuser mit Birken- und Tannengrün bekränzt und überall in den Häusern gab es trotz der schweren, drangvollen Zeit, wie immer an diesem besonderen Festtag, die köstlichen Galettes (kleine Buchweizen-Kuchen) zum Kaffe. In den Straßen war das gewohnte, festliche Treiben und mit hellem Gesang sind die Prozessionen zur Kapelle und zum Kreuz gezogen. Es ist aber doch wie Wettergewölk über aller Feierlichkeit gewesen, jener seltsamen Auseinandersetzung wegen, die alle Wallfahrer, bangend und hoffend zugleich, ungeduldig erwarteten.

Püktlich ist am Nachmittag Pierre Ponsard mit seinem Anhang gekommen. Den kranken Pfarrer hat man auf einer Bahre zur Kapelle tragen müssen. Unter dem ragenden Kreuz aber hat er sich hoch aufgerichtet und mit klarer Stimme zu den Massen gesprochen. Pierre Ponsard hatte ihm lächelnd und siegessicher zuerst das Wort gelassen. Nicht viel, aber eindringlich hat der Pfarrer gesprochen und zum Schluß wiederholt wie beschwörend gerufen: „Wachet, und betet und seid getreu!“ Groß und segnend hat er

„Das Beten verstehen sie nicht“

Der „Osservatore Romano“ erzählt ein nachdenkliches Geschichtchen von einem jungen Eskimo namens Kubluk, der von der kanadischen Arktis nach dem Sitze der katholischen Mission in Fort Churchill an der Hudsonbai gekommen war, um das Osterfest zu feiern. Als ihn der Pfarrer Ducharme fragte, wie es ihm denn in der Mission und unter den Weißen gefallen habe, gab Kubluk folgende Antwort: „Die Weißen sind sehr geschickt, — sie bauen Zelte, die so hoch sind, daß es einem schwindlig wird, wenn man nach dem Zeltfirst sehen will. Sie bauen andere Zelte, die ganz allein auf Rädern laufen und in denen es alles Mögliche gibt: Betten, Küchen, Speisezimmer, Krankenzimmer und so weiter. Sie bauen große, mächtige Löffel, die die Erde aufgraben und sogar den Fußboden umwühlen. Sie verstehen es Feuer zu machen, das man nicht sieht, das sie überall hinleiten können durch Drähte, und das sie sogar in kleinen Flaschen auffangen, um hell zu machen. Aber eines verstehen sie nicht — das Beten. Sie können nicht einmal in der Karwoche oder am heiligen Osterfeste richtig beten. In Iglulik, in meiner Heimat, versteht man das viel besser, und man ist dort auch bei weitem glücklicher als in den gebildeten Ländern.“

noch das Zeichen des Kreuzes über die Massen hin gemacht, dann ist er erschöpft auf die Bahre gesunken.

Triumphierend ist Pierre Ponsard dann unter das Kreuz getreten, eine glänzende, wohlvorbereitete Rede zu halten. Er hat auch mit voller Stimme begonnen, aber — so berichtet der Großvater — es hat sein Sprechen seltsam heiser geklungen und schon nach kurzer Zeit sind seine Worte nicht mehr recht verständlich gewesen. Erregt einhaltend hat Pierre Ponsard sich mehrfach heftig geräuspert, hat einen Trunk Wasser genommen und dann mit äußerster Anstrengung weiterzureden versucht. Vergebens. Nur wenige Sätze noch hat er mühsam vorbringen können, dann hat seine Stimme — mochte auch sein Anhang ihn lärmend anfeuern — völlig versagt. Staunend und schweigend haben die Massen der Wallfahrer das Kreuz und den so seltsam und plötzlich verstummten Redner umstanden. Als dann aber Pierre Ponsard, hochrot vor Scham und Zorn, mit seinem Anhang den Platz verlassen hat, da ist noch einmal der große Festgesang des Tages, das herrliche Magnifikat, mächtig hinrauschend über das Städtchen zum Himmel aufgestiegen!"

Vor der Haustüre klangen helle Stimmen auf, Kinder waren unterwegs von Haus zu Haus, nach uraltem Brauch geringe Münzen und Galettes zu ersingen. Die Gäste lauschten eine Weile, dann sagte der junge Rechtsanwalt:

„Eine besinnliche Geschichte, Herr Ponsard, die Sie uns da erzählen! Aber es war ja dann doch so ein kleines Wunder dabei, gewissermaßen ein neues, kleines Pfingst-Sprachenwunder!"



„Warum ein Wunder?" hob der alte Wirt sacht die Schulter. „Pierre Ponsard soll sehr ausschweifend gelebt und unmäßig getrunken haben! Rechnen Sie noch dazu, daß er in zahllosen Versammlungen oft stundenlang geredet haben mag, so wird das plötzliche Versagen seiner Stimme wohl erklärlich! So hat das Volk jedenfalls damals den seltsamen Vorgang verstanden. Gleichwohl aber auch darin, daß dem wortgewandten Gottesleugner gerade in jener entscheidenden Stunde die Sprache genommen war, eine Fügung Gottes erblickt! Nicht anders auch der Urgroßvater, der seinen Bericht mit den Worten des alten Pfarrers an jenem bedeutsamen Tage schließt: „Kein Heil ist, als im Kreuze! Wachet, betet und seid getreu!"

Der Wirt schwieg und schweigend saßen die Gäste aus Paris. Weltkluge, praktisch-nüchtern denkende Menschen sonst, waren in ihnen jetzt neue, tiefklingende Saiten angeschlagen. Vielleicht würde dieses schöne Harfenspiel der Seele bald wieder verklingen, verwehen im lauten Treiben der Millionenstadt, vielleicht auch würde es weitertönen und irgend einmal aufrauschen zu vollem Gottes-Lobgesang. Wer konnte es sagen?

Anderes Gespräch lebte auf am Tisch und der Wirt füllte die Gläser. Immer wieder aber gingen die Blicke der Männer wie geheim in die abendlich überglänzte Landschaft hinaus und zum Kapellenhügel hin, zum Kreuz, das hoch und aufweisend gegen den blauen, ewigen Himmel ragte.

„Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget, wird erhöht."

Es werd das Licht! — das erst' Gebot — Erleuchtung ist uns allen not!

Der Erntesegen

Von christlich-deutschem Erntebrauch.

Nun ist der Hochsommer da, und die goldenen Garbenfelder stehen reif zur Ernte. Wie ist deutsche Heimat so schön in ihrer reifenden Erntepracht und Fülle. Ringsum das wogende Kornmeer, so weit das Auge schaut, gelbgolden, sonnendurchglüht. Und flammenroter Mohn und weiße Kamillen und Winden leuchten heraus, den Rain entlang, und Lerchengesang und Grillenlaut, Sonnenglut und Ährenrauschen verweben sich zu diesem Heimatbild von eigenartiger Schönheit.

In meiner Heimat hebt die Erntezeit auf Sankt Jakobstag, zum 25. Juli, an. „Rückt dann der Jakobstag heran, dann muß die blanke Sense dran",hieß es im alten Bauernlied unseres Dorfes. Die Läutejungen waren schon auf den Turm gestiegen und schauten nun alle Tage über die weite Feldmark der Heimat hin, ob draußen schon die ersten Kornstiegen sich zeigten. Dann hingen sie sich mit fröhlicher Lustigkeit in die Glockenseile, und Schlag 10 Uhr läutete die kleinste Glocke ihr Ernteläuten alle Tage der Erntezeit hinaus auf die Felder, zu den Schnittern und Mägden hin, erinnernd an jene Zeit, da noch keine Uhr die Stunde schlug und dieses Glockenzeichen den Daheimgebliebenen die Zeit angab, da sie das Frühstück in Gestalt eines Milchmuses aufs Feld brachten. Und alle Jahre ertönt heute noch immer lustig, heiter das Ernteglöckchen. Und immer und immer ruft es hinaus, und die Kinder rufen von unten, von der Dorfstraße, vom Schulhof herauf eintönig und doch lustig zugleich mit: „melk — maus — melk — maus."

Guter christlicher Erntebrauch ist es, nach der frommen Überlieferung der Väter während der ganzen Erntezeit des Himmels Erntesegen zu erflehen mit frommen Beten, milden Gaben, mit Glockenläuten und vielem anderen.

Im Süden unseres Vaterlandes ist zum Ertebeginn mancherorts als schöne, alte Sitte ein Gottesdienst mit Segnung aller Arbeitenden und ihrer Geräte in der Pfarrkirche. Vor dem ersten Ernteschnitt, in dämmeriger Morgenfrühe sammeln sich die Landleute in der Kirche, um sich den Segen Gottes für die sommerliche Arbeit zu erbitten. Da flehen sie: die Männer mit ihren Sensen und die Frauen mit ihren Rechen im Licht der frühen Sonne. Und der Seelsorger spricht zu ihnen und schlägt in seiner „Sensenpredigt" Brücken hinüber von Christus, von Gott und Ewigkeit, zu ihrem erdhaften Schaffen. Und andererorts war es frommer Erntebrauch von altersher, daß zum Erntebeginn und Ernteschluß die drei ersten und die drei letzten Halme in des Dreihöchsten Namen von einem Kind oder von einem jungen Mädchen geschnitten wurden, während alle laut beteten.

Erntesegen: hier spürt man in diesen schlichten, frommen Väterbräuchen etwas von der großen Einheit von Natur und Übernatur, von Erde und Himmel, von Alltag und Ewigkeit. Diese Verbundenheit des Reiches der Natur mit der Welt der Gnade, diesen Zusammenhang von Gott und Natur, der in der neuen Zeit

Brot

Nun reift in Sonnenglut das heil'ge Brot.
Die Wurzeln steh'n im heil'gen Grund der Erde.
Die Blüte ragt ins gold'ne Mittagsblau,
Ragt in den Himmel, Dank dem Herrn zu sagen,
Daß er in Sonnen- und in Regentagen,
Den Segen gab, zu Wachstum und Gedeih'n.
Der Wind streicht übers Korn im grünen Feld.
Es ist, als ob die Schöpferhand des Herrn
Liebkosend ginge über Halm und Ähre . . .
Daß meine Seele auch ein Acker wäre,
Darin die Saat herangereift zur Frucht,
Herr, gehe auch durch meinen Ackergrund,
Und segne Du, was mir im Herzen blüht,
Mach' Frucht und Feld und Seele mir gesund!

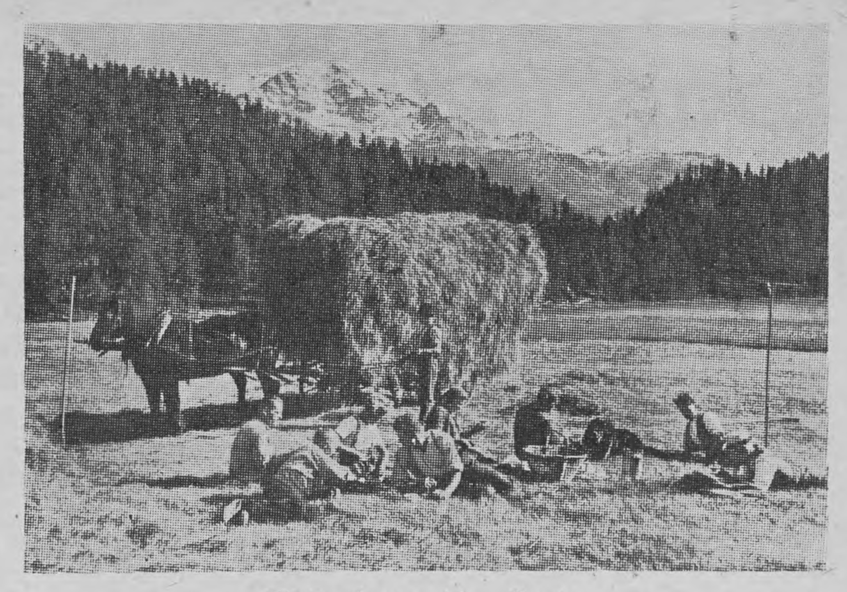
Anna Hils.

immer mehr aus dem Bewußtsein schwand, das Ernteglöcklein, das in der Morgenstunde über die Mahd hin schallt, ist ein rechtes, schlichtes Symbol dieses Lebenszusammenhanges von göttlichem und irdischem Erntesegen geblieben.

Wir wollen in der Erntezeit des lichten Bildes gedenken, das uns altdeutsche Meister geschenkt, da Christus durch das rauschende Korn hindurchschreitet. Es ist ein wunderschönes Bild, wie der Heiland mit seinen Jüngern durch das Korn geht. Christus, der die Sprache der raunenden Halme liebt, er geht auch durch eure Ernte. Bauer und Herrgott, sie gehören auch heute noch zusammen! Auch heute noch im technischen Zeitalter, im Zeitalter der Maschine und der Rationalisierung, da der Bauer seine Feldfrucht gegen Hagel und Sturmschäden versichert und der Blitzableiter ihm Schutz gewährt vor jähem Einschlag.

Nirgendwo ist die Verbundenheit des Menschen mit dem Ewigen so sichtbar, so mit Händen greifbar wie beim Bauersmann. Gott redet zu ihm noch immer wie seit Jahrtausenden aus Sonne, Wind und Regen. Er darf wie kein anderer dem Herrgott in die Werkstatt schauen. Oder, die der treuherzige Matthias Claudius es einmal ausspricht: „Er trifft Gott gleichsam in der Tat, mit Segen in der Hand."

Der Bauersmann weiß, daß bei allem Menschentum die Hauptsache seiner Arbeit in Gottes Händen ruht. Wer gibt dem Saatkorn die Kraft, die schwere Scholle zu durchstoßen? Wer hat das schlafende Körnlein geweckt, daß es seinen Mantel gesprengt hat und dann aufersteht? Das



Gott segne die Ernte

Licht, das liebe Sonnenlicht des Schöpfers, das in die dunkle Erde steigt und sein Werdewort über das Körnlein spricht. Trotz alles Mikroskopierens sind wir vom eigentlichen tiefsten Lebensgeheimnis ebenso weit entfernt als früher. Nur eines wissen wir: daß alle Naturgesetze zutiefst und zuletzt von einer unsichtbaren Schöpferhand bestimmt und geleitet werden. Wer gibt der Sonne Licht und Kraft, wenn nicht des Schöpfers Allgewallt? Darum bittet auch der Bauer von heute, der sein Herz noch auf dem rechten Fleck hat, zum Herrn und Schöpfer um Segen über Feld und Ackerland, über Saat und Ernte.

Dem Bauer, der so zu seinem Herrgott steht, ist Bauernberuf auch heute und gerade in dieser Zeit großer Lebensnot unseres Volkes nicht nur Existenz- und Erwerbsberuf, sondern Dienst an den Brüdern. Gott gibt das heilige Brot dem Bauern, daß er es weitergebe an die Brüder. Und er denkt nicht nur an den eigenen Tisch, wo seine Kinder doch noch immer bei vollen Schüsseln sitzen, er horcht hinaus, wo die Züge rauschen hin zum Land der Schlote, zum Reich der fernen Städte, wo sich aus Enge und Elend, und Bitterkeit und Dunkelheit Hände ausstrecken nach dem heiligen Brot.

Dem rechten Bauersmann, der im Bauernberuf Gottesdienst und Dienst an den Brüdern erblickt, ihm wird das Herz in dieser Zeit der Ernte wach werden. Bald werden seine Scheunen wieder vollgepackt stehen. Und frisches Brot das Haus durchduften und die Herzen erfreuen. Und auch der Städtler sollte in diesen Wochen des Erntesegens und der harten Arbeit des Bauern gedenken. Stadt und Land Hand in Hand im Bitten und Denken und Sorgen um eine gute Ernte. Stadt und Land Hand in Hand in gemeinsamem Denken und Danken, wenn die Ernte geborgen ist: Gott hat es vollbracht!

Bernhard Bergman.

Gott in der Not

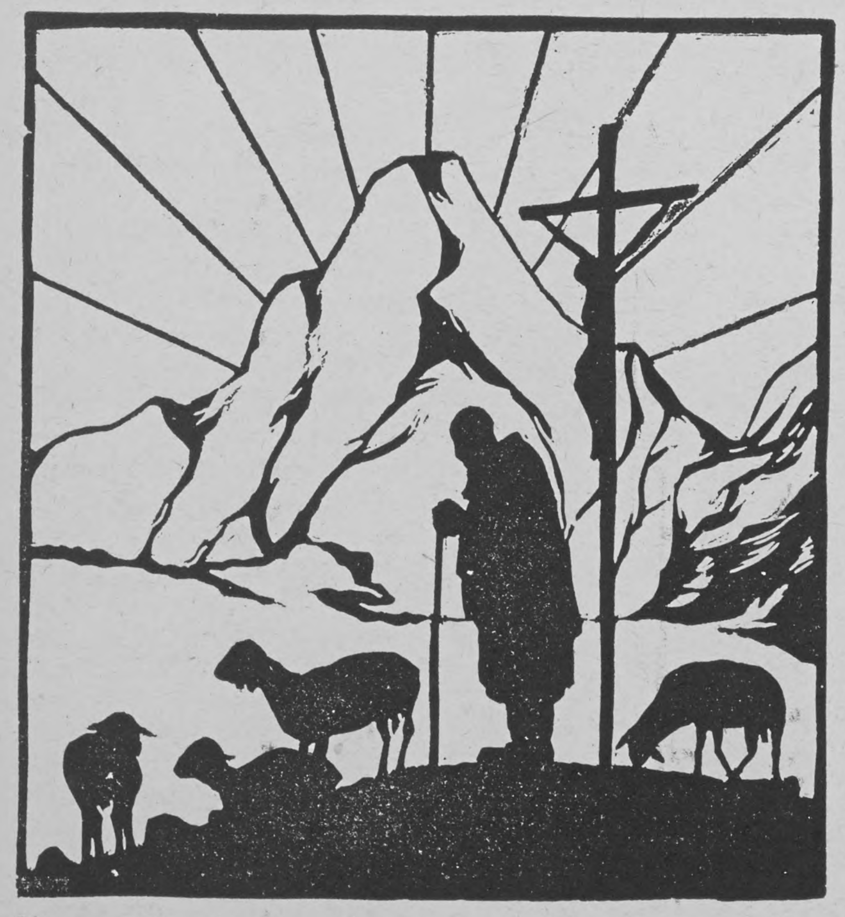
Wie unsere Vorfahren bei Viehseuchen auch bei Gott Zuflucht suchten

Auch in früheren Zeitläuften waren Viehkrankheiten und Viehseuchen nicht unbekannt. Man hat auch damals solche Seuchen bekämpft, allerdings mit anderen Mitteln als heute. Manche aus der Not früherer Tage heraus entstandene Bittprozessionen und manche Denktafel (Votivtafel) in Wallfahrtskirchen beweist uns das. Die Wissenschaft hat sich aber weiterentwickelt und schlägt heute andere Wege zur Bekämpfung ein wie früher. In neuerer Zeit wird die Viehseuchenbekämpfung vom Staat geleitet und beaufsichtigt. Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß den Anordnungen zur Viehseuchenbekämpfung jederzeit und überall Folge geleistet werden muß und soll. Das verlangt der Gehorsam gegen die Obrigkeit. Das verlangt schon die vernünftige Rücksicht auf den eigenen Viehbestand, der nicht leichtsinnig gefährdet werden darf. Das verlangt weiter die Rücksicht auf den Mitmenschen, dem man durch Nichtbeachtung der Vorschriften die Seuche ins Haus tragen kann. Und bricht die Seuche trotz aller Vorsicht aus, so kann man sich sagen, daß nicht durch eigene Leichtfertigkeit das Ausbrechen verschuldet wurde. Jeder erfährt dann das Wort an sich: Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.

Bei all dem aber werden alle gläubigen Christen in ihrer Not auch zu dem rufen, der über ihnen steht und dessen Macht weiter reicht als Menschenkönnen und von dem jedes Wesen, ob Mensch, ob Tier, den Odem des Lebens empfing. Es ist selbstverständlich für einen noch irgendwie religiös empfindenden Christen, daß er in den Tagen der Heimsuchung in ganz besonderer Weise im Gebet bei seinem Gott Zuflucht, Hilfe und Trost sucht. Möge in diesen Tagen das Sprichwort gerade für unseren Bauernstand wieder wahr werden: „Der Bauer steht Gott am nächsten."

Christliche Frömmigkeit hat sodann gerade in schlimmen Zeiten auch Zuflucht genommen zu denen, die vor uns kämpfend über diese Erde gingen und siegend alle Not des Lebens überwanden, zu den Heiligen unserer Kirche. Gläubige Menschen riefen immer zu den Heiligen, daß sie an Gottes Thron für die bedrängte Menschheit Fürsprache einlegen sollten. Erfuhr unser Volk dann Hilfe durch sie, so wuchs das Vertrauen zu dem betreffenden Heiligen, weil auf seine Fürsprache und seine Verdienste hin Gott sich barmherzig erwies.

Da steht im Gebiet der Pfarrei Wetzgau eine Kapelle, die laut Urkunde schon vor mehr als hundert Jahren zur Abwendung der Maul- und Klauenseuche erbaut wurde. Die Urkunde, die beim



Eingang der Kapelle an der hinteren Wand angebracht ist, lautet:

„Johann Georg Abele und Ehefrau Katharina bauten diese Kapelle auf ihrem Rehnenhofgut anno 1801 zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit und der schmerzhaften Muttergottes Mariä um Schonung der schweren Heimsuchung (Klauenseuche). Der barmherzige Gott erhörte uns. St. Patrizius bitt für uns! Es wurden auch auf diesem Altare Messen gelesen.

Enkel: Ulrich Schleicher, Mesner, Oberbettringen.

Enkelin: Anna Schleicher."

Wie uns berichtet wird, ist der fromme Sinn der Rehnenhofbauern auch tatsächlich belohnt worden. Alte Leute können sich nicht erinnern, daß auf dem Rehnenhof einmal eine Viehseuche gewesen wäre, auch nicht 1919–20, als in der ganzen Gegend viel Vieh an der Klauenseuche zugrunde ging.

Und aus einem Dorf des Oberlandes wird uns berichtet:

Es war im Jahre 1912. Die Maul- und Klauenseuche war im Anzug. Eine Begebenheit aus dieser Zeit hat sich meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt. Nach der Predigt gab der Ortspfarrer seine Befürchtungen über den Ausbruch der Maul- und Klauenseuche bekannt, belegte mit Zahlen und Zeitungsnotizen den Schaden, den dieselbe in früheren Jahren angerichtet hatte und forderte seine Pfarrkinder auf, in dieser Zeit der Not die Zuflucht zum heiligen Wendelin, dem Bauernheiligen, zu nehmen. Im Namen der Gemeinde machte er sodann das Versprechen, wenn innerhalb drei Jahren kein Seuchenfall in der Gemeinde vorkomme, soll in der Kirche eine Statue des heiligen Wendelin aufgestellt werden. Da war wohl niemnd in der Kirche, der angesichts der drohenden Gefahr und des felsenfesten Vertrauens des Geistlichen nicht den Vorsatz gefaßt hätte, gern und freudig sein Scherflein bei einer eventuellen Anschaffung der Statue beizutragen. Und wirklich, es war ein Wunder. Während in allen angrenzenden Gemeinden die Seuche wütete und ihre Opfer forderte, blieben wir von derselben verschont. Drei Jahre waren vergangen, der Weltkrieg tobte und der Pfarrer wirkte anderswo. Die Gemeinde aber hatte ihr Versprechen nicht vergessen. Die Statue wurde beschafft und bildet heute eine Zierde der Kirche. Auch die Kapelle in der zur Pfarrgemeinde gehörigen Filiale erhielt bei dieser Gelegenheit eine Statue des heiligen Wendelin.

Ganz besonders war es neben dem heiligen Wendelin, dem heiligen Patrizius, und dem heiligen Sebastian, der heilige Leonhard, der vom Landvolk in Seuchennöten als Helfer angerufen wurde.

Weit bekannt sind die Leonhardiritte und Leonhardiprozessionen drüben in Bayern. Gottesdienst, Predigt, Segnung der buntgezierten Pferde und festlich geschmückten Wagen sind Mittelpunkt der Leonharditage. Auch der bayrische Humor kommt da zu seinem Recht, wenn er an diesem Tag das Verslein sagt:

„O heiliger Sankt Leonhard,
Schau gnädi 'ro auf unser' Fahrt,
Und hilf, daß mir durch unser Fahr'n
Den teuren Viehdokta dasparn!"

Es muß eine feierliche frohe Fahrt sein, die Leonhardifahrt, wenn da oft 40 Wagen fahren mit Männern, jungen Buben, frischen Mädchen und sauber gekleideten Frauen, wenn die Mu-

„Dein Wille Geschehe"

Wenn man euch klagen und murren hört, scheint es, daß ihr die unschuldigste Seele in der Welt seid; und daß euch großes Unrecht geschieht, wenn euch nicht die Tür zum irdischen Paradies geöffnet wird. Besinnt euch doch einmal auf das alles, was ihr wieder Gott getan habt, und erkennt daß er recht hat. Sprecht vor ihm mit der Niedrigkeit des verlorenen Sohnes: Mein Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir. Ich weiß, was ich deiner Gerechtigkeit schuldig bin; aber der Mut fehlt mir, es zu erfüllen. Wenn du es mir anheimstelltest, so würde ich mir schmeicheln, würde meiner schonen und zum Verräter an mir selbst werden. Aber deine barmherzige Hand tut selbst, was ich nie zu tun den Mut haben würde; sie schlägt mich aus Güte. Mache, daß ich ihre heilsamen Schläge geduldig trage. Weniger kann doch der Sünder, der wahrhaft reuig ist, nicht tun, als die Buße, die er nicht die Kraft hätte, sich aufzulegen, auf sich zu nehmen.

Fenelon.

sikkapellen ihre Weisen spielen, das Peitschenknallen und Pferdewiehern ertönt und das festliche Glockengeläute die Pilger aus nah und fern zum Gottesdienst ruft. Aus innerstem Herzen mag dem Bauern gebetet sein, was der Chor singt:

Unsere große Hilfe, das Tier,
Beschirme in Gnaden, den Hengst und den Stier!
Halte den Schaden von Hörnern und Hufen,
Nöte und Unheil, erhör' unser Rufen!
Leonhard du Guter,
Wende Pest und Tod!

Komm, uns zu retten, die Saat in Gefahr,
Vor wütenden Wettern mit Macht sie bewahr'!
Wollest vom Grase, von Körnern und Kernen
Fröste und Fluten und Dürre entfernen!
Leonhard, du Starker,
Schütze unser Brot!

Unser Mauern, den Leib und die Seel',
Mit kräftigem Spruche dem Herrgott befehl'!
Sei unser Anwalt in heiteren Tagen,
Stärke erfleh' uns, auch trübe zu tragen!
Leonhard, du Großer,
Steh für uns bei Gott!

An einem anderen Wallfahrtsort Bayers, in Inchenhofen, wo sich am Leonhardstag ungefähr 10,000 Pilger heute noch treffen, wurden in früheren Zeiten von den Gemeinden als Weihegaben Pflugscharen geopfert, die hernach zu Ketten umgeschmiedet wurden (Leonhard wird mit Ketten abgebildet, da er auch Schutzheiliger der Gefangenen ist). Diese Ketten dienten zum Schmuck der Kirche und wurden teils außen unter dem Kirchendach, teils innen unter der Orgelempore aufgehängt. Die Städte und Märkte opferten große Kerzen, die rings um den Altar an der Wand standen.

Wir Menschen von heute werden den Heiligen in anderer Form verehren. Wer im Seuchengebiet wohnt, bleibt zu Hause und macht keine Wallfahrt nach auswärts. Aber wie wäre es, wenn einer eine Wallfahrt verspricht für den Fall, daß sein Stall vor der Seuche bewahrt wird? Oder wie wäre es, wenn jeden Morgen oder jeden Abend während des Morgen- und Abendgebetes vor dem Herrgottswinkel eine Kerze brennt zu Ehren eines Heiligen um Abwendung und Hilfe? Irgendwo gibt eine Familie unentgeldlich Milch ab an ärmere Familien in der Meinung, auf die Fürbitte des Heiligen durch dieses gute Werk vor Seuchennot bewahrt zu werden. Echte gläubige Verehrung wird noch manchen anderen Weg finden, sei es das Versprechen eines Geldopfers, sei es eine Novene zu Ehren eines Heiligen. Vergessen dürfen wir freilich nicht, daß jede Heimsuchung, welcher Art sie auch sein mag, in uns von neuem den Willen zur Umkehr und Besserung unseres Lebens führen soll. Zum Gebet muß in solch harten Tagen die Buße treten. „Ein Opfer vor Gott ist ein Geist voll Reue und ein zerknirschtes Herz verwirft Gott nicht." Abkehr von verkehrten Gewohnheiten wird eine Voraussetzung zur Erhörung sein. Das wäre Geist vom Geist des heiligen Leonhard, der den befreiten Gefangenen bei der Entlassung zu sagen pflegte: „Brüder, ihr seid nun frei von den Ketten des Leibes, machet jetzt euch los von den Ketten der Seele, von euren Sünden, durch aufrichtige Buße, damit euch der gerechte Gott nicht einst in den ewigen Kerker der Hölle werfen muß." Br. M.

Lied der Sterne

Wir kreisen im Raum / Seit urdenklichen Zeiten, / Wir fliegen durch Stille, Gewitter und Sturm / Und leuchten als Sinnbild der ewigen Schönheit / Hinab in das Dunkel der Welt.

Wenn manchmal am / Nächtlich geöffneten Fenster / Ein Weinender in / Die Finsternis klagt, / So neigen wir uns / Aus unseren Höhen / Hinab in sein wehes, / Zitterndes Herz / Und füllen es aus / In heimlichen Stunden / Mit unserem Frieden / Und Glanz.

Das ist unser Sein: / Wir künden und loben / Die Größe der Gottheit / Durch unsern Schein, / Wir ziehen mit unseren / Schimmernden Augen / Die Qualen der Welt / Hinauf in das Licht, / Wir segnen, was tief / Im Grunde der Erde / Als Sorgen und Leiden / Immerdar bangt, / Und führen es auf / Ins Weite der Räume, / Die ewig der Friede / Des Schöpfers durchwaltet.

Wir haben vom Herrn / Unendliches Leben erhalten / Und müssen es / In der Tiefe der Nacht / Den vergänglichen / Welten schenken. Herbert Budek.

Das gute Beispiel

Von Daniela Krein

Georg Schapendick saß in der Kirche und verschlief die Predigt. Er tat das jeden Sonntag. Sobald der Priester zum Anfang „Geliebte Christen" gesagt hatte, nickte Georg Schnapendick ein, um erst beim „Amen" zu erwachen. Wenn sein Gewissen, das sehr oft in einem Vorwurf seiner Frau bestand, sich meldete, versuchte er sich damit zu trösten, daß er am Sonntag eben hundemüde sei. Acht Stunden im Tag in der Grube schwer schaffen und die übrige Zeit auf dem füuf Morgen großen Gütlein werken war keine Kleinigkeit. Und wie hatte er seinen Besitz in Ordnung, Land und Garten und Stall und Vieh! Es sollte ihm mal einer nachmachen, was er leistete! Der gute Herrgott da oben würde es schon verstehen, wenn er dann am Sonntag bei der Predigt sein Nickerchen machte; vorher und nachher sang er ja kräftig mit.

Auch heute hatte Georg Schapendick zum Anfang der Sonntagsmesse tüchtig mitgesungen; er hatte eine kräftige Stimme, die er in der Kirche beim Gesang noch besonders anstrengte. Dann war der Pfarrer auf die Kanzel gestiegen und hatte das Evangelium verlesen. „Geliebte Christen", sagte er nun, und es klang Georg Schapendick wie Engelgesang in den Ohren. Mit einem befreienden Aufatmen setzte er sich in der Kirchenbank zurecht und schloß die Augen. Er dachte nicht daran, daß er heute zum ersten Male seinen sechsjährigen Jungen neben sich sitzen hatte. Der kleine Fritz hatte Vater und Mutter gequält, um am Sonntag mit in die Kirche zu dürfen, er sei ja schon sechs Jahre alt. „Hast noch ein ganzes Jahr Zeit damit, Junge", hatte Georg gebrummt. „Was willst du morgens schon so früh mit durch Wind und Wetter laufen?" „Och, Papa", wußte der kleine Fritz zu antworten, „ich muß ja auch morgens zur Schule durch Wind und Wetter, laß mich nur Sonntag mit in die Kirche gehen." Fritzens Mutter hatte auch gemeint, es schadete dem Jungen nichts, wenn er sich früh daran gewöhnt, die Sonntagsmesse zu hören, Gewohnheit sei auch etwas wert. So war also der kleine Fritz mit seinem Vater zum ersten Mal am Sonntagmorgen zur Kirche gegangen. Es war ihm alles noch fremd; darum sah er auf den Vater, wie der es machte. Kniete Georg Schapendick, so kniete auch Fritz, schlug sich der Vater an die Brust, machte Fritz es ebenso, nur daß es ihm nicht so genau darauf ankam, wie oft er an seine kleine Brust schlug. Bei der Wandlung schien es, als wollte er gar nicht mehr aufhören.

Nun aber hatte er mit dem Vater gestanden, um das Evangelium zu hören, und beim „Geliebte Christen" setzte er sich neben Georg auf die Kirchenbank. Wie nun der Vater aber sofort seine Augen schloß und sein Kinn auf die Brust sank, dachte Fritz, er müsse das auch tun. Genau wie der Vater faltete er seine Hände und drückte sie vor das Bäuchelchen, er senkte das Kinn auf die Brust und schloß die Augen. Ab und zu blinzelte er zur Kanzel hinauf und zum Vater hinüber; weil aber der Vater nicht wagte, zur Kanzel emporzuschauen, hatte auch Fritz den Mut nicht dazu. „Man darf es wohl nicht", dachte er. Schließlich war Fritzchen fest eingeschlafen und sank seinem Vater seitwärts in den Schoß. So kam es ,daß Georg Schapendick aufwachte, ehe der Priester das Amen gesprochen hatte. Verwirrt schaute er sich um und sah in lauter lachende Gesichter. Es sah aus, als ob alle rings um ihn laut losprusten möchten vor lauter Lachen.

Gorg Schapendick aber hatte einen roten Kopf und er rüttelte seinen Jungen, daß er aufwachen sollte. Fritzchen rieb sich seine Augen, schaute seinen Vater an, und laut erklang seine Frage, noch halb im Schlaf: „Dürfen wir jetzt wieder wach sein, Papa?"

Etwas hastig sagte der Pfarrer auf der Kanzel „Amen". Fritzchens Frage war nicht bis zu ihm



Gute und böse Zeit

von Karl Simrock

Sankt Peter, der Pförtner des Himmels, bat einmal unsern Herrgott um Urlaub, um auf die Erde zu fahren und seine Freunde zu besuchen, denen er durch sein Martyrium plötzlich entrissen worden war. Das gewährte ihm der Herr und gab ihm acht Tage Frist. Sankt Peter aber blieb einen ganzen Monat aus. Doch empfing ihn der Herr gütig und fragte nur, warum er so lange ausgeblieben sei.

„Ach, Herr", sagte Petrus, „auf Erden war gute Zeit. Der Most war süß und wohlfeil, das Getreide wohl geraten, Klauen- und Federvieh gab es in Hülle und Fülle." Da fragte der Herr: „Sag an, Sankt Peter, gedachte man denn auch meiner bei der guten Zeit?"

„Nein, Herr", sagte Petrus, „kein Mensch im ganzen Lande gedachte deiner als eine alte Frau, der Haus und Hof verbrannt war. Die schrie zu dir, daß jedermann spottete."

Der Herr ließ es gut sein, und Sankt Peter trat sein Pförtneramt wieder an.

Als aber der Herbst kam, bat er um einen neuen Urlaub und gedachte auch diesmal einen ganzen Monat auszubleiben. Er erhielt Urlaub und fuhr fröhlich hernieder; aber am dritten Tage war er schon wieder da und sah ganz sauer drein. Der Herr fragte ihn, warum er diesmal so bald wiederkomme.

„Ach, Herr", sagte Sankt Peter, „auf Erden war böse Zeit, das Getreide ist nicht geraten, ein saurer Wein gewachsen, Hunger und Pestilenz rafft das Volk hin, und dazu Krieg, Mord und Raub im Land, und weil es so kläglich und langweilig zugeht, hat es mir dort nicht länger gefallen."

Da fragte der Herr: „Sag an, Sankt Peter, gedachte man denn auch meiner bei der bösen Zeit?"

„Ja, lieber Herr", sagte Petrus, „jung und alt schreit früh und spät zu dir und bekennt seine Schuld, und bittet, daß du ihnen gnädig seiest und von deinem Zorne ablassest. Darum wende ihnen dein Antlitz wieder zu und laß ihnen meine Fürbitte zustatten kommen!" Da sprach aber der Herr: „Nun schau an, Petrus, wenn ich ihnen gute Zeit und fruchtbare Jahre schicke, so vergessen sie mein und meiner Wohltaten. Muß ich ihnen da nicht böse Zeit, Hunger und Pestilenz schicken, damit sie Buße tun und sich zu mir bekehren?"

— — — — —

Gott leitet seine Kinder wunderliche Wege. Das ist ein wunderlicher Weg, den Gott selber ging: daß ein Mensch Pein leide ohne Sünde und ohne Schuld. Auf diesem Wege freut sich die Seele, die nach Gott sehnsüchtig ist. — Mechtild von Magdeburg

---

herauf verständlich gewesen, aber den Schlaf von Vater und Sohn und dessen Erwachen hatte er gut genug gesehen. Es war die höchste Zeit, daß er von der Kanzel stieg, weil er auch das aufkommende Lachen nicht mehr unterdrücken konnte. „Möge dem Schapendick das eine Lehre sein", dachte er, als er wieder an den Altar trat.

Georg Schapendick blieb mit seinem Jungen bis zum Schluß der Messe, und alles ging nun ruhig wie gewohnt weiter. Nur singen konnte Georg Schapendick nicht; es war ihm, als ob etwas in seiner Kehle steckte. Daß es Scham war, die ihn bedrückte, mochte er sich nicht eingestehen. Komisch, der Gedanke, daß der Herrgott da oben ihn schon verstände, sein Schuften in der Grube und sein Werken auf dem Acker und den Schlaf in der Sonntagspredigt, beruhigte ihn heute nicht. Der Junge! Sein Junge! Daß der meinte, das müsse so sein mit dem Schlaf in der Predigt! „Beispiele reißen hin!" hörte er in sich eine Mahnung.

Nein, ein schlechtes Beispiel wollte Georg Schapendick seinen Jungen auf keinen Fall geben. „Paß mal auf, Fritzchen", sagte er zu ihm daheim, „Papa war heute so müde und ist ein bißchen in der Kirche eingeschlafen . . ." Er merkte das Lächeln auf den Lippen seiner Frau und schwieg. Sie aber ergänzte: „Du mußt den Papa nächstens wecken, Fritz, aber nicht auch noch einschlafen. Bei der Predigt paßt man auf, was der Pfarrer sagt."

Das hatte Fritzchen begriffen, und als er am kommenden Sonntag wieder mit seinem Vater zur Kirche ging, freute er sich schon, den Vater wecken zu dürfen. — Aber es war nicht nötig.



Des Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl

Fortsetzung

„Dein Erbarmen magst du anderswo hintragen, ich hab's nicht verlangt", gab das Mädchen spitz zurück.

„Gar so kurz angebunden solltest du nicht sein mit dem besten Freund deines Vaters."

„Mein Vater hat von seinen guten Freunden noch keinen Nutzen gehabt."

„So, so ist das kein Nutzen, wenn ich deinem Vater achthundert Gulden vorgestreckt hab' die er sonst auf der ganzen Welt nicht zu leihen bekommen hätte? Er steht jetzt wieder auf festen Füßen."

„Was? Du hast meinem Vater das Geld geliehen? . . . Ist's wahr?" rief das Mädchen in freudiger Aufwallung.

„Ja", sagte er mit einem lauernden Schmunzeln; „gestern haben wir es beim Gericht aufsetzen lassen. Wenn's notwendig ist, tu ich noch mehr, kann's auch tun."

„Nein, mehr braucht der Vater nicht. Er muß nur fleißig zur Sache schauen, dann bringt er's gewiß weiter."

„Aber du, Agnes, du brauchst etwas. Bei deinem Vater hast du nichts gutes gehabt und bist viel in den Mäulern herum gezogen worden. Ich möcht dir gern etwas Besseres herrichten."

„Mir fehlt nichts beim Vater, und ich wünsch mir auch nichts anderes."

„Das sagst du, weil du nichts Besseres kennst. Jetzt laß dir einmal etwas Rechtes zeigen. Schau, ich hab ein nettes, kommodes Haus, einen großen Hof, keine Schulden, Zeug und Sachen genug. Das alles gehört dir, wenn du nur den Mund auftust. Du kannst darin schalten und walten, kannst alles nach deinem Gusto regeln, kannst dir schöne Kleider anschaffen und brauchst dich mit der Arbeit nicht zu plagen. Und niemand darf dir ein krummes Wärtlein geben, sonst bekommt er's mit mir zu tun. Viel besser als dein Vater tät ich auf dich schauen, ich hab' dich auch viel lieber. Was sagst du denn jetzt zu meiner Red?"

Das Mädchen war glührot geworden; es wollte eine heftige Antwort geben, hielt aber an sich und sagte nur kurz:

„Ich heirate nicht."

„Pfui, das ist keine Red für ein schönes Mädchen", tat er halb lustig, halb ärgerlich; „wozu sind denn schöne Mädchen da als zum Heiraten?"

„Wenn ich nicht heiraten will, kann mich niemand zwingen."

„Von zwingen redet kein Mensch. Und das Heiraten hat keine große Eil, braucht nicht heute oder morgen zu sein, später ist auch noch Zeit; aber etwas mußt du mir erlauben, Dirndl: daß ich dir einmal meine Sachen alle zeig, daß ich öfter mit dir geh und daß ich ein bischen freundlich mit dir tun kann."

„Sigreit, schämst du dich nicht, so zu reden?" begehrte das Mädchen auf. „Ich werd es meinem Vater sagen."

„Hahaha, sag's nur dem Vater", lachte er, „just deinem Vater ist es recht, wenn ich dir ein bißchen schön tu und wenn wir einander besser kennen lernen."

„Meinem Vater?"

„Ja, ja. Dein Vater hat gesagt, solch junge Mädchen verstehen ihr Glück nicht, und man muß

es ihnen halt aufdrängen. Später danken sie einem dafür und sind froh."

Agnes war ganz bleich geworden, sie stand jäh auf und wollte davon eilen. Da griff er blitzschnell nach ihrer Rechten und hielt sie fest.

„Holländisch abschieben gilt nicht, Schatzl", sagte er, „wir müssen unsere Sach besser ausreden."

„Laß mich los", schrie sie zornbebend.

„Tu nicht wie eine wilde Katze, das steht einem schönen Mädchen schlecht an."

„Laß mich los, sag ich noch einmal."

„Wenn du mir einen Kuß gibst."

Die gelben Borstenhaare näherten sich ihrem Gesicht, während aus seinen Augen ein unheimliches Feuer sprühte. Sie stieß ihn mit der freien Hand zurück. In diesem Augenblick knackte etwas über ihnen im Lärchenbaum, eine schwarze Gestalt schoß durch die Luft, flog dem Sigreit auf die Schultern, riß ihn mit sich zu Boden und hämmerte dann wie mit zwei Schlegeln auf ihn ein.

„Höllensatan!" fluchte der Überfallene.

„Der Höllensatan kommt nie von oben", krähte der Zyper, denn niemand anderer war der Hereingeplatzte; „wenn ich der Höllensatan wär, tät ich mit dir abfahren auf Nimmerwiedersehen. Hättest's auch verdient, du Lumpenhund, du Unflat, du ausgeschämter!"

Mit diesen Worten gab er dem Sigreit einen Fußstoß, daß er noch einige Schritte fortkugelte. Wütend erhob sich der Gezüchtigte und stürzte auf seinen Gegner los. Doch bevor man eins zwei zählen konnte, tat es einen hellen Klatsch und der Sigreit flog wie ein Ball hinaus in die Wiese. Das geschah so rasch, daß selbst Agnes nicht sah, wie es ging. Man hätte dem vierschrötigen Zwerg eine solche Gelenkigkeit gar nicht zugetraut.

„Hast jetzt genug?" lachte er, „oder willst du das Fliegen noch besser lernen?"

„Wart du Höllen-Buckel, wir kommen anderswo zusammen", schimpfte der Sigreit.

„Es freut mich, wenn du für meine hübsche Persönlichkeit Zuneigung hast und öfter mit mir zusammenkommen willst. Ich werde mit den Zärtlichkeiten gewiß nicht sparen. Aber eines rat ich dir, laß ehrsame Mädchen in Ruhe, sonst kriegst du am End Bekanntschaft mit dem Gendarm."

„Dich kümmert's einen Pfifferling, was ich mit der Agnes auszumachen hab."

„Mit der Agnes wirst du just so viel auszumachen haben, wie der Fuchs mit dem Hühnl, aber wenn der Fuchs einen guten Rat annehmen will, läßt er sich auf seinen Schleichwegen nicht zweimal ertappen, sonst kommt er um seinen Pelz."

„Auf Schleichwegen brauch ich nicht zu gehen; ich hab ein Recht, mit der Reimannstochter zusammengehen, so oft es mir paßt."

„So, ein Recht hast du? Da wär ich aber neugierig."

„Der Reimann selber hat mir seine Tochter anempfohlen, daß ich ein bißchen schauen soll auf sie, und er hat mich ausdrücklich gebeten, ich soll recht oft in sein Haus kommen."

„Das ist nicht wahr! So was tut der Vater nicht", schrie das Mädchen.

„Aber sei doch vernüftig, Agnes", begütigte der Sigreit, „dein Vater hat gewiß nur das Beste für dich im Sinn und ich auch."

Der Zyper nahm wieder eine drohende Haltung an und sagte scharf:

„Ich mein', es wäre jetzt höchste Zeit für den Fuchs, daß er sich auf die Beine macht, sonst verliert er noch etliche Büschel Haare."

„Verfluchter Buckel", schnaubte der Sigreit, „ich geh jetzt, aber nicht weil du es gern haben möchtest, sondern weil mir deine ekelhafte Person zuwider ist. Dem Reimann werd ich alles erzählen und ihm raten, daß er dich aus dem Hause tut; er hat ehedem nur Verdruß und Schaden von dir. Wenn er dich ausjagt, kannst du weit gehen, bis du wieder einen Unterschlupf findest. So einen Frechdachs mag niemand."

„Sigreit, kümmere dich nicht um unsere Angelegenheiten. Ich und der Reimannvetter bleiben so gewiß beisammen, wie du und dein Rock. Den Willen hätten ich und der Vetter längst schon gehabt, einander los zu werden, aber wir kommen nicht auseinander. — Und jetzt haben wir genug geredet; wenn du nicht schnell gehst, mach ich dir Füße!"

Schimpfend trollte sich der Sigreit davon. Nachdem er hundert Schritte weit fort war, sagte Agnes, noch immer zitternd vor Aufregung:

„Daß der schlechte Kerl so lügen könnte, hätt' ich nicht gemeint. Kein Wörtlein ist wahr, das er vom Vater gesagt hat."

„Agnesl, da bist du etwa doch auf dem Holzweg", widersprach Zyper.

„Glaubst du etwas? Dann hätte mich ja der Vater an den schlechten Menschen verkauft."

„Er hat nicht nur dich, sondern auch sich selbst verkauft."

„Wieso denn, Zyper?"

„Wer dem Teufel einen Finger gibt, den kriegt er bald bei der ganzen Hand; und wer von Sigreit ein Geld aufleiht, den steckt er in kurzer Zeit mit Haus und Hof ein."

„Und mich will er mit in Kauf nehmen?"

„Dich und dein Geld. Wenn er dich nicht kriegt, verliert er auch deine zweitausend Gulden, die auf dem Hofe liegen. Die möcht er aber um jeden Preis haben. Ich weiß nicht, was ihm lieber ist, deine Schönheit oder dein Geld."

„Wenn er nicht blind ist, muß er doch sehen, daß ich ihn um alles in der Welt nicht mag."

„Er wird nicht so schnell nachgeben, denn er ist zäh wie Leder und bildet sich viel ein."

„Dann muß ich etwas Besonderes tun. Ich will ihm gründlich die Augen auswischen. Aber auch der Vater soll sehen, daß ich mich nicht verkaufen lass'."

„Vielleicht kann ich dir helfen, Agnesl; was hast du denn im Sinn?" fragte der Bursche.

„Das wirst du schon sehen", erwiderte das Mädchen; „deine Hilfe bringt einem meistens nur Verdruß."

So,so? Ist das der Dank, daß ich dich von dem Unflat erlöst hab'?"

„Ich hätt' mich selber auch losgemacht. Soviel Kraft hab' ich schon."

Mit diesen Worten ging das Mädchen dem Hause zu und ließ den Burschen stehen. Dieser blickte der schlanken Gestalt traurig nach, dann stapfte er tiefer in den Wald hinein und kletterte wieder auf einen Baum.

Eine halbe Stunde später schritt Agnes, die ihre Feiertagskleider angezogen hatte, ins Dorf hinauf, schlich mehrmals um die Kirche und huschte plötzlich, da sie sich unbeobachtet glaubte, in das Pfarrhaus. Rasch stieg sie die Treppe empor und klopfte an die Zimmertür des Seelsorgers. Auf ein scharfes Herein betrat sie das Gemach. Der Pfarrer, der am Schreibtische saß, schob seine Brille näher an die Augen, um die Eintretende zu mustern. Dann stand er langsam auf und schaute das Mädchen fragend an. Er war ein mittelgroßer, etwas getauchter Herr mit grauen Haaren und einem braungelben, runzeligen Gesicht. Neben dem vergrämten Ausdruck spielte ein Zug von Weichheit und Güte um seinen Mund. Agnes schwieg eine Zeitlang, und da auch der Geistliche kein Wort sagte, stotterte sie endlich:

„Herr Pfarrer, ich möchte Sie um einen Rat bitten, weil ich kein anderes Mittel weiß."

„So? Weil du kein anderes Mittel weißt?" zürnte er. Man rennt zu Pontius und Pilatus und zuletzt, wenn alle Stricke brechen, kommt man erst zum Seelsorger."

„Herr Pfarrer, ich habe mich früher nicht getraut."

„So, nicht getraut? Als wenn ich schon einem den Kopf abgerissen hätte. Oder hast du gar erwartet,daß ich dir nachlaufen soll? Eigentlich wär's schon das Richtige, der Hirt soll den Schäflein nachgehen. Aber wenn unser einer in ein Haus tritt, dann gibt's einen Krawall, wie wenn die Mauern von Jericho einfallen täten, und das ganze Dorf schreit zusammen, da müsse etwas Greuliches los sein. Ich will niemanden in Mißkredit bringen."

Er setzte eine Weile aus, dann fuhr er fort:

„Von dir hätt' ich gehofft, daß du dich öfter bei mir einstellst. Weißt du nicht mehr, wie dich deine Ziehmutter, die Keil Mariann, auf dem Sterbebette mir anempfohlen und was sie dir aufgetragen hat?"

„Wohl, wohl, Herr Pfarrer, ich vergess' die Base Mariann keinen Tag."

„Hast auch Grund, sie nicht zu vergessen. So eine christliche Frau wie die Mariann gibt's keine zweite, und wenn du bis jetzt brav geblieben bist, hast du's nur der Mariann zu verdanken. Aber deinem Seelsorger könntest du schon ein bißchen Vertrauen entgegenbringen, umsomehr, als deine Ziehmutter mich gebeten hat, ich soll auf dich schauen."

„Herr Pfarrer, ich hab gewiß Vertrauen zu Ihnen."

„Dann mußt du's auch zeigen. Aber genug von dem; sag', warum bist du heute da?"

Agnes stockte und bebte wie ein Mühlrädchen, auf das zu jäh der Wasserschuß darauf gekehrt wird, doch bald kam ihre Rede in ordentlichen Gang und sie erzählte kurz und klar, wie bei ihnen zu Hause die Schande immer höher wachse, so daß sie sich kaum mehr unter die Leute getrauen dürfe. Der Vater habe von dem garstigen Sigreit, dem Halsabschneider, ein Geld geliehen, und nun wolle der Unflat gleich seinen Lohn haben; er verlangt

nichts anderes, als daß sie ihn heiraten solle. Offenbar sei ihm schon vom Vater eine Zusage gegeben worden, und jetzt sei der freche Mensch schon da gewesen und habe sie mit seinen Aufdringlichkeiten behelligt. Daß der Sigreit einmal nach ihr die Hand ausstrecken dürfe, hätte sie nie geglaubt; aber es müsse schon sehr weit mit ihnen gekommen sein; sie möchte sich grade in den Boden verkriechen vor Schande.

„Mein Gott, mein Gott, was hab' ich für eine Seelsorg!“ klagte der Pfarrer. „Der eine stiehlt, der andere sauft, der dritte schindet arme Leute und stellt unschuldigen Waisenkindern nach. Bei der Gemeinde sind lauter Windfahnen, auf die kein Verlaß ist. Das wird einmal ein netter Aufzug werden, wenn ich mit meiner Herde am jüngsten Tag daherkomm'. An mir liegt die Schuld nicht; ich hab gepredigt, gemahnt, gebetet, halbe Nächte vor Kummer nicht geschlafen. Wenn sie auf kein Wort etwas geben und mit beiden Füßen in die Hölle hineinspringen, mir kann's recht sein.“

Aber es war ihm nicht gleich, denn die hellen Zähren rannen ihm über die Wangen. Nachdem er die Tränen fortgewischt hatte, fragte er in verändertem Ton:

„Kind, was verlangst du von mir? Was soll ich tun?“

„Herr Pfarrer, raten Sie mir, wie ich den abscheulichen Menschen los werd'“, bat das Mädchen, „und helfen Sie mir aus der Schande. Es ist furchtbar, wenn man sich vor Scham nicht mehr in die Kirche getrauen kann. Grad ein bischen Ehr, ein bischen Achtung möcht' ich haben, alles tät' ich geben für die Ehr'.“

Der Pfarrer ging sinnend im Zimmer auf und nieder, dann blieb er vor dem Mädchen stehen und sprach ernst:

„Agnes, ich kann dir bloß das Gleiche sagen, was Unser Herr dem Abraham gesagt hat: Zieh weg von deiner Verwandschaft und aus dem Hause deines Vaters und geh' in ein fernes Land.“

„Daran hab' ich selber oft gedacht, aber es ist nicht möglich“,seufzte das Mädchen.

„Wenn man will, ist alles möglich. Daheim gehst du noch zugrunde, weil du immer schlechte Umgebung um dich hast. Die Ploni ist nicht viel nutz, ihr Bub ist weniger als nichts nutz . . .“

„Schlecht ist der Zyper nicht“, fiel das Mädchen ein.

„So, du willst mich belehren!“ fuhr der Geistliche auf. „Größeren Windbeutel, frecheren und verwegeneren Burschen hab' ich keinen in der Pfarre. Wenn's irgend einen groben Unfug gibt, steckt der Plonibub dahinter. Nebenbei liest er allen Krimskrams zusammen, Gutes und Schlimmes, und da kann das Verderben nicht ausbleiben.“

„Wenigstens ein gutes Herz hat der Zyper.“

„Das gute Herz ist zu wenig. Auf das Herz allein kommt's nicht an, sondern auch auf den Kopf, den Willen; nur ein gutes Herz und ein fester Wille zusammen machen rechtschaffene Menschen. Ein gutes Herz hat dein Vater auch, aber sein Wille ist schwächer als ein Halm, und darum wird er immer verkommener.“

„Herr Pfarrer!“

„Sei still, ich weiß schon selber, daß man vor Kindern nichts Schlechtes über die Eltern reden soll; aber es ist auch notwendig, dir einmal ein klares Licht aufzuzünden. Beim Tode deiner Ziehmutter hat der Vater alles Gute versprochen, so daß ich ganz beruhigt war. Gehalten hat er von all seinen Versprechungen nicht das Schwarze vom Nagel, und je länger, desto schneller geht|s abwärts mit ihm, wie bei einem Stein der in den See geworfen wird. Heute stehen die Dinge schon so, daß der Aufenthalt daheim für dich eine Gefahr ist. Du bist noch viel zu jung, als daß das fortwährende böse Beispiel dir keinen Schaden tun könnte. Darum sag' ich: Zieh weg aus dem Hause deines Vaters.“

„Aber der Vater wird mich nicht fortlassen.“
„In diesem Falle bist du ihm keinen Gehorsam schuldig .“

„Er braucht mich notwendig zur Arbeit, und es wäre schlecht, ihn zu verlassen.“

„Du verläßt ihn in keiner Not. Auf eurem Anwesen tun sechs Hände leicht die Arbeit, wenn sie nur fleißig dabei sind. Aber dein Vater arbeitet nichts und — du weißt wohl, Müßiggang ist aller Laster Anfang — er hat Zeit, seinen verdächtigen Geschäften nachzugehen, während du daheim dich für ihn abschindest. Zieh' fort, dann muß er selber bei der Arbeit zugreifen.“

„Er greift nicht zu, und wenn ich ihn verlasse, fürcht' ich, daß er noch schneller zu Grunde geht.“

„Das muß man erst sehen. Wenn du dableibst, hilfst du nur seinem Leichtsinn weiter, und gehst mit ihm zugrunde. In der Fremde aber kannst du Ehre und Ansehen gewinnen und ein schönes Stück Geld verdienen. Dann kannst du auch deinem Va-

ter, wenn er einmal in wirklicher Not ist, ganz anders beistehen."

„O, Herr Pfarrer, das wär schön; aber ich begreife nicht, warum es nur in der Fremde möglich ist, Ehr' und Ansehen zu gewinnen?"

„Du bist blind wie ein Kätzchen. Schau, da in der Heimat kommst du nicht auf. Du magst dich noch so zusammen nehmen, du magst ehrbar und fleißig sein, soviel du willst, immer werden die Leute über dich die Nase rümpfen und dich an dem Maßstab deines Vaters messen, und die bösen Zungen werden dir keine Ruhe lassen. Draußen in der Fremde, wo dich niemand kennt und wo man nichts weiß von deinen Verhältnissen, da hast du einen neuen Boden und kannst etwas darauf bauen. Wenn du längere Zeit in einem braven, ehrengeachteten Hause lebst und treu, still, fleißig und fromm bist, so daß dich alle schätzen müssen, da kriegst du mit der Zeit einen Ruf, und ein Gutteil Ehre geht vom Hause auf dich über wie eine starke Farbe auf ein neues Kleid. Hernach fehlt's dir nimmer, auch wenn du heimkehrst. Du hast gute Zeugnisse, mit denen du den Ehrabschneidern auf's Maul schlagen kannst, du hast ehrengeachtete Bürgen, die jederzeit für dich einstehen, kurz, du bist ein ganz anderer Mensch."

„Und wenn ich ein schönes Geld verdient hab' und auch meine zweitausend Gulden von der Mutter frei werden, kann ich dem Vater helfen oder selbst etwas kaufen und den Vater mitnehmen", jubelte das Mädchen. Doch bald ließ es wieder den Kopf sinken und sagte mutlos:

„Aber ich werd' lang' suchen müssen, bis ich so ein ehrenhaftes, gutes Haus find'. Am End' treff ich's recht schlecht; ich bin nie über Niederau hinausgekommen."

„Das laß meine Sorge sein," tröstete der Pfarrer; „glaubst du, ich schiebe dich hinaus in die Welt, daß du herumirren sollst wie ein verlorenes Schaf? Nein, ich weiß schon einen Platz für dich. Zu Niklasen im Pustertal drüben, wo ich früher Seelsorger war, ist ein Bauernhof, wie man landauf, landab keinen zweiten trifft. Hundert Joch Grund, Weide und Alpe eingerechnet, gehören dazu, ein prächtiger Wald, im Stall hängen dreißig Stück Rinder, vier Knechte und fünf Mägde werden immer beschäftigt, das Haus ist breit und stattlich und man wohnt gut darin; fast einen Edelhof möchte ich das Ganze nennen. Und zu dem Hof passen auch die Leute. Beim Mar im Tal oder beim Talmar heißt man's. Der alte Bauer, Gott hab' ihn selig, war ein Ehrenmann vom Kopf bis zum Fuß, und der junge folgt ihm wacker nach; ein Bub tut studieren. Von der alten Bäuerin die noch lebt, kann ich nur sagen, daß ich sie beinahe noch höher schätze als deine Ziehmutter, die Keil Mariann. Daß man in einem solchen Hause nur gute Dienstboten anstellt, kannst du dir denken. Da muß Ordnung sein bei Tag und Nacht, am Werktag und am Sonntag. Es wird aber auch auf die Dienstboten geschaut, als ob sie Kinder vom Hause wären, an Leib und Seele sind sie versorgt. Tät dir so ein Platz nicht anstehen, sag' einmal?"

„Wohl, wohl, Herr Pfarrer, aber man wird nicht leicht unterkommen, es wird kein Platz frei sein."

„Wenn ich einen Brief schreib' und dir ein gutes Wörtl einleg' kommst du gewiß unter, wenn auch kein Platz frei ist. Ich gelte etwas beim Talmar."

„Herr Pfarrer, dann tu ich schön bitten."

„Du haßt also fest im Sinn zu gehen und läßt dich vom Vater nicht mehr umstimmen?"

„Es ist doch gut, wenn ich gehe, für mich und für den Vater?"

„Ja gewiß, es ist das Beste."

„Dann geh' ich und bleib fest dabei."

„Und ich schreib' heute noch dem Talmar; in einer Woche ist sicher die Antwort da. Du kannst dich aber jetzt schon zur Fahrt herrichten."

Dankend schied Agnes vom Pfarrer. In den nächsten Tagen hatte sie keine Rast und keine Ruhe mehr. Wie ein Schwälblein, bevor es im Herbste fortzieht, noch hundertmal um die gewohnten Plätzlein, um die Giebel und Dächer herumflattert, als könnte es sich schwer trennen, so ging auch Agnes unruhig durch Haus und Hof, wanderte planlos über die Felder, blieb oft stehen und schaute verträumt in die Ferne, Dann huschte sie wieder in ihre Kammer und musterte und packte. Dem scharfäugigen,klugen Zyper fiel die Sache bald auf und er fragte, was all das Getue zu bedeuten habe. Ohne Umschweife erklärte ihm Agnes, daß sie in ein paar Tagen weit fort in einen fremden Dienst gehen werde.

„Bist du närrisch, Agnes?" rief der Bursche erschrocken; „fortgehen darfst du auf keinen Fall. Was sollen wir denn ohne dich anfangen?"

„Ihr drei, die Base, du und der Vater, arbeitet das Feld leicht ohne mich", erwiderte das Mädchen.

„Aber wir lassen dich um keinen Preis fort."

„Was ich einmal im Sinn hab', redet mir kein Mensch aus."

„Wenn das so ist, dann geh' ich auch. Ich muß nicht bleiben."

„Du? Du?" tat Agnes bestürzt; „wo willst denn du hingehen?"

„Ah,die schöne Basl meint wohl, daß ich keinen anderen Platz krieg", spöttelte er; „natürlich, der garstige Buckel muß froh sein, wenn er so einen prächtigen Dienst hat, wo er als Lohn alle vier Jahre ein dicklodenes Gewand und das Essen noch dazu bekommt."

„So mußt du nicht reden", sagte das Mädchen beschämt; „ich verspreche dir, sobald ich von der Fremde zurückkomm', sollst du es besser haben. Aber sei so gut, bleib da beim Vater, ich bitt dich schön, du tust mir einen großen Dienst, mehr kann ich nicht sagen."

Da ging mit dem Zwerg eine plötzliche Veränderung vor. Er lachte wieder hell auf und erklärte:

„Brauchst mir gar nichts zu sagen, Agnesl, weiß so schon alles. Und was ich früher geredet hab, war alles ein Spaß. Vom Fortgehen ist bei mir kein Gedanke. Ich hab's wie die Katzen, häng' am Haus und nicht an den Leuten, hahaha. Wenn ihr alle drei fortgeht, ich bleib'. Du darfst dir keine Angst machen, daß ich fortlauf."

Von jetzt an sagte der Zyper nichts mehr über die Sache, doch immer wieder suchte er die Nähe des Mädchen auf. Wenn sie beisammen waren, lachte und scherzte er fast übermütig, wenn er allein war, schaute er tief traurig darein.

Endlich nach vierzehntägiger Abwesenheit kam auch der Vater nach Hause.

Zunächst sagte Agnes dem Vater nichts von ihrem Vorhaben. An einem der nächsten Abende jedoch kam der Pfarrer des Weges und teilte ihr mit, daß die Talmarischen geschrieben hätten und sie gerne in Dienst nähmen. Je eher sie eintreten könne desto besser. Nun konnte Agnes auch vor dem Vater nicht mehr zurückhalten. Dieser stand anfangs wie aus den Wolken gefallen da, als ihm das Mädchen von der Sache erzählte. Dann fing er an zu bitten und sie zu beschwören, sie möge ihm doch dieses Leid nicht antun. Sie wäre sein einziges, liebes Kind, ohne das er nicht leben könne. Wenn sie fortgehe, habe er keinen glücklichen Tag mehr auf der Welt. Er werde ihr jeden Wunsch erfüllen, sie brauche gar nichts mehr zu arbeiten und dürfe es sich komod machen, nur um Gotteswillen dableiben solle sie. Wie er so bat, faltete er die Hände und Tränen rollten ihm hell über die Wangen. Auch Agnes wurde weich, aber sie hielt das Weinen tapfer zurück und sagte:

„Vater, von Herzen gern wäre ich bei dir geblieben; aber du hast mich an den Sigreit vergeben, und ich müßte auch so fort."

„Kind, Kind, das schaust du ganz verkehrt an", beteuerte der Reimann; „dem Sigreit hab ich nur erlaubt, daß er öfters zu dir kommen und dir ein bißchen den Hof machen darf. Weißt, er hat mir aus der schrecklichen Geldklemme geholfen. Wenn du ihm einen ofengroßen Korb gibst, hab ich nichts dagegen, mir ist's sogar recht. Ich sag Ja und du Nein, dann sind wir beide aus dem Spiel."

„Das ist ein unehrliches Spiel; Vater, da tu ich nicht mit. Wir hätten auch den abscheulichen Menschen immer auf dem Brett, und ich müßte mir alles gefallen lassen. Es ist viel besser, ich gehe fort, dann weiß er, wieviel's geschlagen hat, und dir kann er nichts vorwerfen."

„Agnes, hast du mich gar nicht lieb?"

„Ich habe keinen Menschen lieber als dich; aber mit dem Gernhaben allein ist nichs geholfen. Wir brauchen Ehr und guten Namen; die kann ich nur bei fremden Leuten gewinnen. Wenn ich mich brav halt' und treu und fleißig bin, komm ich draußen zu Ruf und Ansehen. Davon hast auch du den Nutzen. Etwas Geld verdienen werde ich auch, und ich kann dir später ganz anders helfen, als wenn ich hier bleib. Hier komm ich aus der Schande nicht heraus, ich mag anfangen, was ich will. Vater, wenn du mich auch ein bischen gern hast, kannst du mir das Fortgehen nicht verwehren."

Er wand sich und drehte sich wie eine Katze, der man auf den Schweif tritt, aber das Mädchen fuhr fort:

„Übrigens hab ich mein Wort schon gegeben, und ich kann es nicht mehr umstehen. Was würde der Pfarrer dazu sagen?"

„Der Pfarrer! Der Pfarrer!" rief unmutig der Alte, „der verfolgt mich überall und er gibt nicht nach, bis er dich fort hat. Ich seh schon, da läßt sich nichts machen. Wenn du's gar nicht anders tust, mußt du halt gehen, aber ich werd krank vor Zeitlang."

„ Vater, wenn man Arbeit hat, vergißt man den Zeitlang."

„Wie lang willst du fortbleiben?"

(Fortsetzung folgt)

FATIMA STUDENT BURSE

Zu allen Zeiten hat Gottes Seligpreisung den Mildtätigen gegolten. Im Alten Bund staunen wir über die schönen Worte des Erzengels Raphael an die Familie des Tobias (12,12): Als du unter Tränen betetest und die Toten begrubest (d.h. seine erschlagenen Landsleute in der Assyrischen Gefangenschaft); als du von der Mahlzeit aufstandest und sie in deinem Haus verbargest, um sie im Dunkel der Nacht zu beerdigen – da brachte ich dein Gebet vor den Herrn.

Einige Verse vorher hat der Himmelsbote die Allgemeingültigkeit dieses Segens proklamiert (Tob. 12,8). Gebet mit Fasten und Almosen ist besser als Schätze von Gold aufhäufen. Denn Mildtätigkeit erlöset vom Tode; sie reinigt von Sünden, läßt uns Erbarmen und ewiges Leben finden. Des alten Tobias Leben und Schicksal beweist diese Wahrheit. Unschätzbare Wohltaten haben ihm die Werke der Barmherzigkeit eingebracht.

Bisher eingenommen	$538.75
Ein Freund, Raymore, Sask.	5.00
Mrs. Mary Britz, Marysburg, Sask.	5.00
Eine Leserin, Spring Valley, Sask.	5.00
Mrs. Albert Ehman, Holdfast, Sask.	5.00
Mr. & Mrs. Brost, Westlock, Alta.	1.00
Mrs. Lopinski, Cudworth, Sask.	5.00
	$564.75

Bitte, sendet euere Gaben an:

The Marian Press

Box 249, Battleford, Sask.

